QK431
.L56
A2
1879

Aufsätze und Abhandlungen

von

Ferdinand Lindheimer

in

Texas.

Herausgegeben von einem seiner Schüler.

[Dr. Gustav Passavant.
Frankfurt.]

Buchdruckerei von Theodor Wentz in Frankfurt a. M.

1879.

Mo. Bot. Garden
1907

Personal-Notiz.

Ueber Ferdinand Lindheimer aus Frankfurt a. M., dessen botanische Ausbeute des Staates Texas den Botanikern durch Dr. Engelmann und Professor A. Gray bekannt ist, dessen Namen schon Pflanzen unserer Gärten führen, gibt Dr. Römer in seinem Buche über Texas folgende Nachricht: „Am Ende des Orts (Neu-Braunfels) und in einiger Entfernung von den letzten Häusern stand, halb versteckt unter einer Gruppe von Ulmen und Eichen und hart an dem Ufer des Comal-Flusses eine Hütte oder kleines Haus, das mit dem eingezäunten Gärtchen nach Gestalt und Lage ein ächtes Bild der Idylle darbot. Als ich mich zum ersten Male dieser ländlichen, einfachen Behausung näherte, erblickte ich vor dem Eingange der Hütte einen Mann, der eifrig mit Holzspalten beschäftigt, und augenscheinlich dieser Arbeit nicht ungewohnt war. So weit der dichte schwarze Bart, der das ganze Gesicht bedeckte, es zu erkennen erlaubte, konnte es ein Mann im Anfange der Vierziger sein. Er trug einen blauen, vorn offenen Kittel, gelbe lederne Beinkleider und grobe Schuhe, wie sie bei den Farmern des Landes üblich sind. Neben ihm lagen zwei schöne braungefleckte Hühnerhunde und an einem der benachbarten Bäume war ein dunkelfarbiger Pony angebunden. Der Beschreibung nach konnte der Mann nur derjenige sein, den ich suchte und die mir in der Sprache eines gebildeten Mannes und mit einer leisen, fast zaghaft klingenden Stimme,

welche nicht zu der rauhen Außenseite des Mannes zu passen schien, ertheilte Antwort, bestätigten meine Vermuthung.“ — Nachdem L. auf den besten deutschen Schulen und Hochschulen eine wissenschaftliche, besonders auf das Studium des klassischen Alterthums gerichtete Ausbildung erhalten, dann schon eine Zeit lang an einer höheren Lehranstalt gewirkt hatte, trieb ihn vor mehr als einem Jahrzehend die Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen der Heimath und auch wohl die Lust nach Abenteuern, über das Weltmeer. Er ging zuerst mit mehreren Gleichgesinnten nach Mexiko, lebte hier in der Nähe von Jalapa von dem Ertrage einer Ananas- und Bananenpflanzung, und ging später nach Texas, um hier als Freiwilliger noch den letzten Theil des texanischen Unabhängigkeitskrieges gegen Mexiko mitzumachen. Nach Beendigung des Krieges versuchte er eine Zeit lang als Ackerbauer zu leben und eine Farm einzurichten. Allein auch diese Lebensweise sagte ihm nicht zu und er beschloß, besonders auf Anregung eines Freundes in St. Louis, die Befriedigung einer seit früherer Jugend gehegten Neigung für Botanik zugleich zu einer Erwerbsquelle zu machen. Er kaufte einen zweiräderigen Karren mit einem Pferde, belud denselben mit einem Pack Pflanzenpapier und einem Vorrath der nothwendigsten Lebensmittel, namentlich mit Mehl, Kaffe und Salz, und zog dann mit der Büchse bewaffnet und mit keinem andern Begleiter, als seinen beiden Jagdhunden in die Wildniß hinein, wo er, mit dem Sammeln und Einlegen von Pflanzen beschäftigt und für seine Nahrung besonders auf das Ergebniß der Jagd angewiesen, oft mehrere Monate hintereinander, ohne ein menschliches Wesen zu sehen, zubrachte. Als dann im Spätherbste 1844 der erste größere Zug deutscher Einwanderer unter der Leitung des Prinzen Solms in Texas ankam, schloß sich L. demselben an und wurde als ein des Landes kundiger und erfahrener Mann von den Neulingen freundlich aufgenommen. Er zog mit ihnen an den Comal-Fluß, und erbot sich, als hier im Frühjahre des folgenden Jahres die Stadt Neu-Braunfels gegründet wurde auf alle andern Landansprüche verzichtend, von dem Prinzen einen unbedeutenden und werthlosen, aber reizend auf dem steilen Ufer

des unvergleichlich schönen Comal-Flusses gelegenen Fleck Landes, erbaute hier eine Hütte und begann von hier aus die reiche und großentheils noch unbekannte Flora von Texas mit mehr Muße und Bequemlichkeit auszubeuten. Er verband sich darauf mit einer Tochter eines kurz vorher angekommenen Einwohners und lebt, von seiner Frau auch in seinem Geschäft unterstützt und der häuslichen Sorgen entrückt, in ursprünglicher Einfachheit in seinem Häuschen fort. (Bot. Ztg. No. 47 S. 347 1850.)

Die „Zukunft", Organ des Nord-Amerikanischen Turner-Bundes vom 14. März 1878 bringt F. Lindheimers Aufsatz und Geburtstags-Gedanken eines 75 Jährigen und fügt die Notiz hinzu: „Als die deutsche Colonie gegründet wurde, wählte er Neu Braunfels als seinen bleibenden Wohnsitz, wo er im Anfange der fünfziger Jahre die Neu-Braunfelser Zeitung gründete, und dieselbe unter dem zum Theil denkbar ungünstigsten Verhältnissen einige zwanzig Jahre fortgeführt und auf einer geistigen Höhe gehalten, wie sich nur wenige, besser gestellte Blätter deren rühmen können. Seit mehreren Jahren schon haben ihn seine Mitbürger zu ihrem ersten Friedensrichter gewählt, und obschon er silberweiß und etwas gekrümmt daher gebt, so hat er doch bei seiner wahrhaft rührenden Einfachheit in Wesen und Lebensweise sich in seinem 76sten Jahre noch einen so kräftigen Körper erhalten, daß er noch ein eifriger Gärtner mit Spaten und Hacken ist, und wie der obige Aufsatz bezeugt, besitzt er noch eine jugendliche Frische des Geistes, um die ihn mancher viel jüngerer Mann zu beneiden genügenden Grund hat.

Inhaltsverzeichniß.

Die Cypresse im westlichen Texas . . .	Seite	1
Das Klima von Texas	„	16
Eine Uebersicht der Flora von Texas . .	„	28
Die kürbisartigen Gewächse in Texas. . . .	„	49
Ueber Viehzucht und Ackerbau in Texas . .	„	57
Ein Verbrechen der texanischen Regierung . .	„	63
Meine Reise und Aufenthalt in Mexiko . .	„	78
Optimismus	„	144
Ueber Schulunterricht	„	148
War der Mensch schon ein Zeitgenosse des Mastodon?	„	156
Scheinbare Anastrophe im Leben der Natur und der Menschheit	„	164
Reflexionen eines Botanikers	„	168
Geburtstags-Gedanken eines 75 Jährigen. . .	„	171

Die Cypresse im westlichen Texas.

Cupressus disticha Wildenow, Taxodium distichum Richard.

Unter den Bäumen des westlichen Texas ist unstreitig die Cypresse die Königin. Hier, wo die in andern Theilen des Landes mächtigsten und hervorragendsten Arten, wie die Platane (Platanus occidentalis L.), die Lebenseiche (Quercus virens W.), die Scharlacheiche (Q. coccinea Wang.) ihren Riesenwuchs nicht mehr erreichen, tritt die Cypresse desto mächtiger auf.

In den Sümpfen von Louisiana erhebt sie sich als ein schlanker Säulenwald über den dunkelen unheimlichen Wasserspiegel, der Heimath von Alligatoren, dickköpfigen Schildkröten, Ochsenfröschen und giftigen Wasserschlangen. In West-Texas, wo keine Sümpfe sind, steht die Cypresse nur reihenweise, aber von größerem Wuchse, am Wasserrande klarer fließender Bäche und Ströme; oft so dicht gedrängt, daß zwischen zwei Stämmen kein gleicher dritter mehr Raum hätte. Wollte ein Maler solche Partieen zeichnen, wie an der oberen Guadalupe, am Spring-Creek, an der Sabinas, an der Medina vorkommen, wo oft in dichter Reihe 3 bis 7 Fuß dicke Cypressen vorkommen, deren nackter Schaft allein 60 bis 80 Fuß erreicht, man würde sein Bild unwahr und überladen nennen. „Wie können die Wurzeln so dicht stehender Bäume nur Raum, geschweige hinlängliche Nahrung in dem Boden finden?“ würde man sagen.

Doch die Cypresse scheint mehr ein Wassergewächs zu sein, und oft auf felsigen Untiefen, in schnellster Strömung der Gebirgsflüsse stehen Gruppen kleinerer und mittlerer Cypressen, krampfhaft mit ihren Wurzeläsien Felsblöcke umklammernd und wie mit sichtbarer Anstrengung gegen das mechanische Gesetz der Diagonale der Kräfte von Wasserstoß und eigener Schwere senkrecht

sich behauptend. Wie hier die organische Natur über die Gesetze der unorganischen triumphirt, so behauptet sich trotz aller scheinbaren Paradoxen einer niederen Welt- und Lebensansicht die wahrhaft moralische Natur des Menschen.

Doch auch noch von einer anderen, aber traurigen Seite des Lebens mögen uns die Cypressen ein Gleichniß sein: Wenn nämlich der Kampf um das nackte Dasein alle Kräfte dahinnimmt, so wird das höchste Ziel der Vollkommenheit schwerlich erreicht.

An dem Uferrande des nämlichen Flusses stehen in geschlossener Reihe, Wurzel in Wurzel verschlungen begünstigtere Brüder. Ein Baum gibt dem anderen Halt; die mächtigen Wurzeln bilden zugleich einen geflochtenen Damm gegen die abspülenden Wellen und einen Damm gegen das Land hin, der die feinste durch Regengüsse zugeführte Dammerde auffängt. So sichert die Vereinigung Vieler Festigkeit und reichliche Nahrung jedem Einzelnen.

Unter solchen Bedingungen erreicht die Cypresse (und unter analogen der Mensch) seine höchste Vollkommenheit, und an solchen Stellen kommen dann Cypressen von sieben und mehr Fuß Durchmesser vor.

Doch, lieber Leser, bilde Dir ein, wir wären beide ein jeder mit einer guten amerikanischen Axt versehen, und gingen aus, einen Cypressenbaum zu suchen, von dem man gute Schindeln spalten könnte. Weil Du nun wahrscheinlich noch nicht mit den Eigenthümlichkeiten der hiesigen Holzarten bekannt bist, so will ich Dir vorläufig, bis wir zur Stelle gelangen, einiges darüber berichten.

Nicht alle Holzarten werden auf gleiche Weise zu Schindeln gespalten. Manche Arten spalten besser nach den Jahrringen (concentrisch), manche besser quer durch die Jahrringe (diametral). Zu den letzteren gehören namentlich die Eichenarten, zu zu den ersteren die Fichtenarten, aber vor allen die Cypresse, die auch bei dem schlankesten Stamm in längeren Stücken nicht quer durch die Jahrringe gespalten werden kann, weßhalb sie sich durchaus nicht zu Fenceriegeln gebrauchen läßt. Die Jahrringe der Cypresse sind nur locker miteinander verbunden, aber innerhalb der Jahrringe durchkreuzen sich die Holzfasern

wie ein künstliches Geflechte. Bei allen Baumarten ist es die Regel, daß diejenigen Bäume am besten spalten, deren Rinde am regelmäßigsten parallele senkrechte Streifen zeigt. Ferner müssen wir darauf bedacht sein, einen tauglichen Baum zu finden, der nicht zu große schwere Aeste nach dem Wasser hin hat, damit er beim Fällen nicht ins Wasser falle. Durch die Art des Fällens kann man viel dazu beitragen den Baum nach einer bestimmten Seite hin fallen zu machen. Auf der Seite auf die der Baum hinfallen soll, fängt man zuerst an zu hauen, indem man eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit dabei beobachtet, die die Arbeit sehr erleichtert. Eine erst gemachte Kerbe wird durch Abspalten von Spänen am oberen Rande dieser Kerbe jedesmal erweitert, bis die obere gehauene Fläche mit der unteren zusammentrifft. Dies thut man so oft, bis man mit der Kerbe etwas über die Mitte des Baumes hinein gekommen ist. Dann fängt man auf der entgegengesetzten Seite an zu hauen, um ein weniges höher als der Grund der erst gemachten Kerbe. Es ist nun klar, daß wenn nicht ganz bedeutende Hindernisse eintreten, zu schräge Stellung des Baumes, zu große Aeste auf einer Seite, ein plötzlicher Windstoß, oder andere große Bäume in der Nähe, die die Richtung des fallenden Baumes verändern, daß der zu fällende Baum nach der Richtung abbrechen und fallen muß, wo die tiefste und zugleich niedrigste Kerbe gehauen wurde.

Doch indem wir so reden, sind wir der Stelle nahe gekommen. Siehst Du dort in fast gleicher Höhe mit dem Boden die breiten wagrechten Baumgipfel, sie erinnern an den Wuchs der italienischen Pinien. So ist allgemein die Gestalt der alten ausgebildeten Cypressen. Sie stehen dort am Ufer des Flusses am Fuße einer hohen senkrechten Felswand. Der Kürze des Weges halber, wollen wir hier in diesem Einschnitt, den ein Wasserlauf gemacht hat, die Felswand hinabklettern. Später, wenn wir die Schindeln gemacht haben, müssen wir einen anderen Zugang zu dem Platze suchen, durch den man mit einem Wagen hin gelangen kann, oder im widrigen Falle müssen wir die Schindeln auf dem Fluß hinabflößen, bis wir zu einer Stelle gelangen, die für Wagen zugänglich ist.

Hörst Du das Wasser rauschen, gleich sind wir dort. Es ist eine schöne Stelle. Von der Höhe dieses Felsenabhangs kann man ein längeres Stück dieses Flusses übersehen. Dort oben, wo der Fluß weniger tief ist und über ein wagrechtes Bett von weißem Mergelkalk hinströmt, hat das Wasser die lebhafteste smaragdgrüne Farbe; hier unter unseren Füßen, wo das Bett plötzlich einen tiefen kleinen See bildet, scheint das Wasser von dem reinsten Dunkelblau. Phänomene die auch Byron an beiden Armen der Rhone beobachtet hat und in dem dritten Gesange seines „Child Harold" beschreibt, und die Goethe in seiner Farbenlehre näher charakterisirt.

An einer anderen Stelle sagt Goethe über denselben Gegenstand: „das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen und wenn das Urphänomen ihn in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden, ein Höheres kann es ihm nicht gewähren und ein Weiteres soll er dahinter nicht suchen; hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug, sie denken es müsse noch weiter gehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel geguckt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der anderen Seite ist."

Doch nun laß uns hinabsteigen. Hier in diesem Lande, wo jeder Tag unser Eigenthum ist, enteilt die Zeit uns immer nur zu schnell. Das ist, nebenbei gesagt, das Geheimniß, warum die Tage und die Jahre uns hier so schnell verstreichen. Nun sind wir an Ort und Stelle. Indianer müssen früher hier campirt haben. Von den Rinden dieser geschälten Cypressen hatten sie sich Winterwohnungen gemacht; und hier diese Cypresse, an der ein großes Andreaskreuz eingeschnitten ist, war einst von den Indianern als ein Bienenbaum bezeichnet. Laß uns an dem Fluß abwärts gehen und einen tauglichen Baum aussuchen.

Hier dieses hohe Gerüst von Stangen, die mit Lindenbast zusammen gebunden sind, diente einst einigen Amerikanern, die daneben stehende Cypresse in der Mitte ihrer Höhe zu fällen. In dem oberen Theile dieser Cypresse war nämlich ein Bienenschwarm mit vielem Honig und um sich die Mühe zu ersparen den Stamm an seinem äußerst dicken unteren Ende durchzu-

hauen, haben sich die Bienenjäger dieses Gerüst gebaut. Ich war selbst mit zu dieser Partie eingeladen. Wir lösten uns ab beim Fällen des Baumes. Der hohe Standpunkt war sehr unbequem, namentlich gefährlich für den, der die letzten Streiche mit der Axt zu thun hatte. Der gewandteste und stärkste Mann bestieg zuletzt das Gerüst. Bedächtig wurde jeder der letzten Streiche geführt. Aller Augen hingen an den äußersten Zweigen des Baumes, die beim Fall den größten Bogen beschreiben und daher, wenn an dem Hauende noch kaum eine Bewegung sichtbar ist, schon einen bedeutenden Raum zurückgelegt haben müssen. — Endlich erzitterten die äußersten Zweige des Baumes, ein Ruf der Umstehenden und ein leises Knistern der zerreißenden Holzfasern, verkündeten den nahen Fall. Der kühne Fäller kletterte halb und sprang halb von dem gefährlichen Gerüst. Immer schneller neigte sich der Gipfel, dem Knistern folgte ein Krachen des abbrechenden Stammes und nun nach den Gesetzen des Falles in beschleunigter Bewegung schlägt die abgehauene Baummasse auf den Wasserspiegel, daß dieses hoch in die Höhe spritzt und in Wellen gegen das Ufer schlägt. Glücklicherweise war das Flugloch der Bienen außerhalb des Wassers, sonst hätte das Wasser, wenn es in den Baum eingedrungen wäre, den Honig aufgelößt. Der auf ruhigem Wasser schwimmende Baum wurde nun bestiegen, ein kleines Feuer auf demselben angezündet mittelst dessen beständig ein Rauch von alten baumwollenen Lappen unterhalten wurde, um die Bienen abzuwehren. Die hiesigen wilden Bienen sind überhaupt nicht sehr bösartig. Es wurde nun ein großes viereckiges Loch in den schwimmenden Bienenbaum gehauen und der Honig sammt den Waben heraus genommen ohne daß irgend jemand von einer Biene gestochen wurde.

Endlich müssen wir uns aber doch über die Wahl eines Baumes entscheiden. Dieser hier scheint mir einer der tauglichsten zu sein. Aus Vorsicht können wir vorher erst einen fußlangen Span abspalten und versuchen, ob das abgespaltene Stück sich leicht in dünnere Flächen zertheilen läßt, welches ein sicheres Zeichen der Spaltbarkeit des ganzen Baumes ist.

Nun die Röcke ausgezogen und zuvor rings den Platz von

Gestrüpp und Ranken gereinigt. Die Ranken sind besonders gefährlich, wenn man beim Ausholen mit der scharfen Axt an dieselben stößt und dann einen Fehlbieb thut. Auch muß man darauf bedacht sein, daß man einen freien Platz hat, auf den man sich beim Falle des Baumes zurückziehen kann. Besonders müssen wir darauf Acht haben, daß der Baum bei seinem Falle nicht an einem der nahestehenden großen Bäume hängen bleibe. Nun frisch an die Arbeit!

„Harter Werke tägliche Bewahrung"

„Sonst bedarf es keiner Offenbarung!" sagt ein alter Spruch persischer Feueranbeter, älter und weiser als alle Weisheit Salomo's und der Propheten. —

Schlag auf Schlag, daß die breiten Späne fliegen! Leicht und spielend, wie die Klinge in der Hand des geübten Fechters arbeitet die amerikanische Axt. Es ist ein Hauptvortheil beim Hauen, daß man den richtigen Zug führt. Jeden tüchtigen Holzhauer kannst Du gleich daran erkennen, und namentlich hier in Amerika, wo das Bäumefällen mit technischer Kunst geübt wird, ist der Unterschied zwischen gutem und mittemäßigem Holzhauen besonders auffallend. Dieser empirisch ausgefundene Vortheil des guten Zuges bei demselben besteht hauptsächlich darin, daß wir der in den Quadraten der Zeiten beschleunigten Bewegung der niederfallenden Axt mit einer ebenmäßigen beschleunigten Bewegung unserer Arme zu Hülfe kommen, die dadurch noch mehr erhöht wird, daß wir durch Zurückziehen der einen Hand am Axthelm bis zum Einschlagen der Axt den Hebel beständig verlängern. Beim ungeübten Holzhauer erreicht die daran gesetzte Kraft nicht die beschleunigte Bewegung des Falles, sondern läuft gleichsam dahinterher und überdieß hält er die beschleunigte Bewegung des Falles noch dadurch auf, daß er während des niederfallenden Schlages den Hebel oder vielmehr Pendel des Axthelms nicht in einer dem Gesetze des Falles entsprechenden Weise verlängert.

Bei einem symmetrisch gebauten Baume fällt die Achse des Gleichgewichts, oder wie ich einen amerikanischen Holzhauer gelehrt sich ausdrücken hörte: „das „centrum gravitatis" in die Mitte des Stammes. Wenn man daher wie die Indianer, oder

auch die neuangekommenen Irländer zu thun pflegen, einen Baum rings herum haut, so fällt er nicht früher, als bis man ihn ganz durchgehauen hat, und dann selbst balancirt er oft noch einige Zeit auf seiner kegelförmigen Spitze und man weiß nicht wohin er fallen wird. Der ungeübte Holzfäller läuft dann gewöhnlich in großer Bestürzung davon und sucht außerhalb des Bereiches des fallenden Baumes zu kommen, und das ist dann oft gerade sein Verderben; er wird von den äußersten Aesten des Baumes noch erreicht und zu Boden geschlagen. — Wäre er ruhig an dem Stammende des abgehauenen Baumes stehen geblieben, mit der festen Ueberzeugung, daß der Baum nur nach einer Seite hin fallen könne, daß der Baum am Stammende langsamer falle, als an der Spitze, und daß man an dem Stammende mit drei Schritten außerhalb der Gefahr sei! — Doch die Jukonsequenz und das unlogische der Furcht, die oft das Unvermeidliche vermeiden möchte, öfter aber uns grade der Mittel beraubt, das Vermeidliche zu vermeiden, ist tief begründet in der verkehrten Natur der jetzigen Menschheit, die immer nur Hülfe, Rettung und Erlösung außer sich selbst sucht. —

Schon öfter habe ich von Europäern die Behauptung gehört, daß die Amerikaner so gute Holzhauer seien, weil sie so gute Aexte hätten. Ich glaube vielmehr, daß die Sache sich umgekehrt verhält. Nämlich die Amerikaner haben so gute Aexte, weil sie so gute Holzhauer sind. Sie selbst haben sich diese Aexte erfunden und waren im Stande, sich solche Aexte zu erfinden, weil sie zufolge ihrer großen Uebung im Holzhauen wohl merkten, auf welche mechanische Gesetze es hier hauptsächlich ankam. Ebenso haben die Araber die besten Pferde, weil sie die besten Reiter sind; die Nordamerikaner die schnellsten Schiffe, weil sie die besten Seefahrer sind; ebenso haben die Deutschen die Buchdruckerkunst erfunden, weil sie der Welt etwas zu sagen hatten, und nicht umgekehrt.

Diese amerikanischen Aexte haben nun manchen Vorzug vor den europäischen. Die amerikanische Art ist durchschnittlich schwerer wie die europäische, muß also, da der Hieb gewöhnlich von oben nach unten nichts anders als ein beschleunigter Fall ist, eine

ungleich größere Wirkung haben, als die europäische Axt. Die Schneide der amerikanischen Axt ist ohngefähr noch einmal so breit als die der deutschen, sie haut folglich einen viel breiteren Span. Damit aber diese Breite der Schneide nicht am Eindringen der Axt hindere, so ist diese Schneide nicht fast geradelinigt wie bei der deutschen Axt, sondern bildet einen Kreisbogen von circa ein Drittel Peripherie, von 120 Graden. Wenn es nun eine ausgemachte Sache ist, daß ein Hieb, der die Holzfasern nicht rechtwinkelig, sondern schräg durchschneidet, tiefer eindringt, wie der Husar dem Ulanen die Lanze nur schräge durchhauen kann, weil dann die Elastizität der Holzfaser nicht so starken Widerstand leistet, dann muß es auch klar sein, daß eine bogenförmige Schneide, die außer der schrägen Richtung des Hiebes selbst noch von beiden Seiten, nämlich mit der oberen und der unteren Hälfte ihrer Schneide, schräge in die Holzfaser eindringt, aus doppelten Gründen eine kräftigere Wirkung hat. — Ein anderes Moment, das das kräftigere Eindringen der amerikanischen Axt nicht wenig befördert, ist ihre feine Politur, die die Reibung bedeutend vermindert, ferner die Güte des Stahls, die eine Schärfe der Schneide erlaubt, wie keine deutsche Axt sie aushält ohne zu biegen oder zu brechen. Aber alle diese Vortheile der amerikanischen Axt wären nutzlos, wenn die Backen derselben (ihre Seitenflächen) geradlinigte Flächen wären. Die tief eingedrungene Axt würde dann jedesmal im Holze stecken bleiben. Bei der amerkanischen Axt sind die Seitenflächen convex, doch nur so stark gehoben sind diese Flächen, daß das Einklemmen der Axt zwar verhindert, aber das Eindringen derselben doch nicht gestört werde. Ebenso ist auch der Stiel der amerikanischen Axt von unübertrefflicher Gestalt und Material. Ein Yankee handle von Hickoryholz leistet alles, was man von einem solchen Werkzeuge fordern kann. So fremdartig dem Europäer diese doppelt gebogene Gestalt des amerikanischen Axthelms scheinen mag, es ist die meist praktische Gestalt für ein Hau-Instrument, es ist die Gestalt des türkischen Yatagan!

Doch horch, lege einmal das Ohr an den Stamm. Schon arbeitet es leise im Innern des Baumes. Nur von Zeit zu Zeit

hört man den Ton von zerreißenden Holzfasern. Wir können getrost noch eine Anzahl Streiche mit der Axt thun, ehe der Baum sich zum Falle neigt. — Jetzt! das Knistern und Knarren verdoppelt sich, er sinkt! — Schneller und schneller wie ein Sturmwind rauschet die Krone durch die Luft. Zersplitternd brechen die starken Aeste an dem Boden und mit einem kurzen dumpfen Schall, schwer zu sagen, ob es mehr der Ton des Bodens oder mehr der Ton des Stammes ist, fällt der Riese, der Jahrhunderte zu seinem Wachsthume gebrauchte; in dessen Jahrringen (wenn wir erst einmal besser physiologisch zu lesen verstehen) die Witterungsannalen von circa sieben Jahrhunderten verzeichnet sind. —

Doch schon sinkt die Sonne, wir haben unser Tageswerk für heute vollendet.

Als wir heute Morgen ausgingen, sprach ich von der verschiedenen Spaltbarkeit der Holzarten. Ich sagte, daß die Cypresse sich nur äußerst schwierig diametral d. h. quer durch die Jahrringe hindurch spalten lasse. Diese Eigenschaft der Cypresse macht sie zum geignetsten Holz um Kanoes daraus zu verfertigen, denn grade am Hintertheil und am Vordertheil, wo die Jahrringe von den Flächen des Kanoes durchkreuzt werden, würde fast jede andere Holzart, die Platane (Sycamore) allenfalls ausgenommen, in der Sonne spalten. Vor der Platane hat aber die Cypresse den Vorzug, daß sie als ein harzhaltiges Holz der Fäulniß nicht leicht ausgesetzt ist. Ich selbst habe einmal ein Kanoe von Cypressenholz besessen, das seiner Zeit das größte auf Bufallo-Bayou war. Der Baum zu diesem Kanoe war an den Ufern des Trinity gewachsen, von wo es ein paar kühne Männer zur See um die Küste herum bis nach Houston brachten. Ein Sturm hatte sie auf der See befallen, sie mußten das Land suchen und als sie dasselbe mit Noth erreicht hatten, mußten sie ihr Kanoe hoch auf den Strand ziehen, damit es von der Brandung nicht hinweggeschwemmt wurde. Zwei Tage wurden die Männer an der Küste vom Sturme aufgehalten. Brennender Durst befiel sie, doch mit einem Spaten, den sie glücklicher Weise bei sich hatten, fanden sie in geringer Tiefe, hinter den Dünen der See, süßes Wasser. Fortes fortuna juvat!

Siehst Du dort hinter jenen Bäumen diesen sonderbar grauröthlichen Duft. Es ist der Rauch unserer Hütte, der von der Abendsonne durchleuchtet wird, und bei dem freundlichen Mahle, das unserer dort wartet, will ich Dir noch mehr von den Cypressen erzählen. Doch jetzt, gleich wie Magnet und Eisen, wie es sich näher kömmt, schneller sich entgegen eilt, treibt die Ungeduld mich Weib und Kinder wieder zu sehen — drum überlaß einen Augenblick mich meinen eigenen Gedanken. — Siehst Du, fix und fertig ist unser Mahl und der reinliche Tisch schon gedeckt. Mein emsiges Weib läßt nicht auf sich warten.

Es sollte Dir wohl schwer werden zu errathen von welchem Gethier dieses feine geräucherte Fleisch herkömmt. Du könntest vielleicht an pommerische Gänsebrüste denken, aber es gibt noch schönere Brüste als Gänsebrüste, und in Texas mußt Du nicht an Pommern denken. Kurz, das hier sind geräucherte Puterbrüste. In Audübon's weltberühmtem Werke über die Vögel Nordamerikas ist vieles und sonderbares von den Putern erzählt, doch über das gewöhnliche Leben und was dieser Vogel den Tag über treibt wird darin wenig gesagt.

Wenn Du Federn von einem Puter, die Du leicht an ihrem kupfernen Metallglanze unterscheiden kannst, und große Vogelexcremente unter einem Baum findest, so kannst Du sicher sein, daß auf diesem Baume Puter übernachtet haben; die Lieblingsschlafstelle für Puter, Turkey roost, sind die Cypressen und das aus mehreren Ursachen. Die Cypresse ist ein sehr hoher Baum auf welchem der Puter sich sicher fühlt; die Cypresse hat sehr lange wagrechte Aeste, auf welchen ein Vogel bequem sitzen kann; die Cypresse steht oft nahe am Felsen, über die der Puter, der sich mehr auf seine Beine als auf seine Flügel verläßt, sich leicht durch die Flucht retten kann. Die Cypresse steht ferner nahe an dem Wasser, und Wasser will dieser Vogel wegen der Hitze, die sein starker Verdauungsprozeß erzeugt, des Tages wenigstens dreimal. Am meisten lieben die Puter dann solche Stellen, wo das klare Wasser über seichten Kiesboden hinrieselt.

Wenn Du nun einen solchen Turkey roost gefunden hast, so verbirg Dich eine Stunde vor Sonnenuntergang ganz in der Nähe

des roost's. Bald wirst Du dann das Krachen von dürren Zweigen hören. Man sollte fast glauben es nahe sich ein Mensch, so laut sind die Tritte. Gewöhnlich erscheint dann zuerst ein vorsichtiger Puterhahn, der bald langsam geht, bald läuft, bald stille steht und sich umsieht, oder vielmehr horcht. Ob seine Bewegungen mehr von der Furcht, oder, was eben so wahrscheinlich ist, mehr von der Anhänglichkeit an seine nachfolgenden Weibchen geleitet werden, ist schwer zu sagen. Endlich ist er dem Wasser nahe gekommen, in das er bald mit seinen langen Beinen eine Strecke hineinläuft und trinkt. Die Weibchen folgen einzeln nach. Wahrscheinlich hat sich das eine hier, das andere dort noch beim Beeren-, Eicheln-, Nüssesuchen oder Heuschreckenfangen aufgehalten, oder hat bei seiner Rückkehr nach dem Waldsaume eine reife Grasstelle gefunden, von deren Aehren es mit seinem Schnabel die Körner abstreifte. Noch ehe alle Weibchen angekommen sind sucht der Hahn sein Nachtquartier auf. Nachdem er ein paarmal einen langen Hals gemacht, entschließt er sich die trägen Flügel zu bewegen. Auf seinem Aste angelangt wechselt er dann gewöhnlich noch ein paarmal seinen Sitz, bis er die bequemste Stelle für das Gleichgewicht seines schweren Körpers gefunden hat, läßt dann seine Brust auf den Ast sinken und zieht seinen Hals ein. Nach ähnlichen Vorbereitungen haben sich dann zuletzt auch alle Weibchen an der Schlafstelle eingefunden und zur Ruhe begeben. Doch das geringste Geräusch würde den ganzen roost wieder aufscheuchen, darum warteſt Du lieber, wenn Du Puter schießen willst, so lange als möglich, so lange bis es grade nur noch hell genug ist zum Treffen. Sollte es eine Vollmondnacht sein, die hier fast so hell ist wie ein deutscher Tag, so wartet man besser bis nach Mitternacht mit der Jagd.

Hast Du nun einige Puter am Abend geschossen und den roost verscheucht, so sind diese Vögel in der Nacht nur bis zu den nächsten hohen Bäumen geflogen. Du kannst dann vor Tagesanbruch noch einmal an derselben Stelle eine gute Jagd machen. Die Puter gehen erst spät von den Bäumen, und es ist schon hell genug zum Schuß, wenn diese Vögel noch schlafen. Oft treffen die ersten Strahlen der Morgensonne ihr metallglän-

zendes Gefieder, wenn sie den hohen Sitz ihrer Nachtruhe noch nicht verlassen haben.

Doch vielleicht hast Du schon am Abend vorher hinreichende Beute gemacht und Du ziehst es vor, am andern Morgen diese Puter lieber in ihrem Wesen zu beobachten.

Später als der Haushahn kräht, erst mit anbrechendem Tag, läßt der Puterhahn sein starkes kullerndes Geschrei hören. Oft, wenn schon die Gipfel der Bäume von den schrägen Strahlen der Morgensonne glänzen, verlassen die Puter erst den Platz ihrer Nachtruhe. Das Wasser wird dann zuerst wieder heimgesucht. Die Hühner versammeln sich um den Hahn und der Zug geht dann aus der Flußwaldung heraus. Grenzt an diese Flußwaldung eine Prairie, so versammeln sich oft viele Hahnen mit ihren Hühnern zu einer großen Heerde, manchmal von mehreren Hunderten. Oft gehen sie so dicht gedrängt, daß ein Puter an den anderen anstößt und daß namentlich die Weibchen während ihres wackelnden Ganges sich einander beißen und an einander hinaufliegen. Wenn sie dann den Plätzen ihrer Atzung näher kommen, dann trennen sich die einzelnen Puterfamilien wieder von einander und selbst die einzelnen Puter laufen hier hin und dort hin; doch halten sich die Glieder der Familien immer in einiger Nähe zusammen. Weibchen die sich zu weit verloren haben, hört man dann oft den Lockton rufen. Folgt man einem solchen Weibchen von Ferne, dann kommt man oft so nahe zu der Puterfamilie, daß man ihr Scharren und Kratzen in dem dürren Laube hört, wo sie Eicheln und Peccanüsse auf dem Boden suchen.

Doch das wie und wann und wo man die Puter ferner findet, die Arten, Zeiten und Orte der Puterjagd will ich Dir für heute nicht ferner beschreiben. Es waren nur die Cypressen, mit denen die Puterjagd des Westens so verwandt ist, die mich heute von den Putern sprechen machte.

Und nun zum Schluß unserer heutigen Unterhaltung über die Cypressen von Westtexas, sei noch die größte Cypresse erwähnt, die in hiesiger Umgegend vorkömmt. Den Umfang ihres Stammes können kaum sieben Männer umklaftern. Ihr halber Durchmesser beträgt demnach ungefähr sieben Fuß, und nach der

gewöhnlichen Dicke der Jahrringe bei den Cypressen zu rechnen, muß das Alter dieses Baumes über tausend Jahre betragen. Das Samenkorn dieses Baumes ist vielleicht gefallen und hat gekeimt, als durch Winfrieds christliche Axt die heilige Eiche in Deutschland gefällt wurde (720 n. Chr.), als das Walhalla, der Lohn der Thaten, von dem christlichen Himmel, dem Lohne des Glaubens, verdrängt wurde. Ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Menschheit, eine andere Weltanschauung tritt ein. Statt des guten Rechtes gilt nur noch die Gnade; vom obersten Weltlenker herab sanktionirt ist der Mensch nur noch ein rechtloses Geschöpf. Dieser demoralisirende Einfluß des Priesterchristenthums hat nun schon über ein Jahrtausend es versucht den Occident zu orientalisiren.

Heiliger Bonifacius, der Du zuerst die Axt an die deutsche Eiche legtest: des Allvaters Eichen sind ein ewiges Geschlecht, die kannst Du nicht ausrotten, so wenig wie die robora populi Germanici, die Steineichen der deutschen Nation, das ist der Kern und die Repräsentanten des deutschen Geistes! Den Virgilius von Straßburg hast du verketzert, weil er an Antipoden glaubte. Jetzt sind ganz andere Antipoden für dich erstanden, Antipoden deines Geistes. Das Gnadengeschenk deines Priester-Christenthums ist uns zu theuer erkauft, wenn wir unsere Menschenwürde dafür hingeben sollen. Wir brauchen deine Verheißungen nicht; weder du noch diese Cypresse noch irgend ein Fixstern lehrt uns unser ewiges Dasein. Unsere eigene Logik lehrt uns das. Indem wir mit unserem Bewußtsein über das Leben der Cypresse und des Fixsternes hinausragen, beweisen wir de facto, daß unser Bewußtsein auch außer dieser Gegenwart haftet. Es ist dies der Beweis der Unsterblichkeit, so wie der Angeborenheit dieses Bewußtseins; es ist dieses zugleich der alte mosaische Glaube an das was da ist, war und sein wird, den Jehovah, buchstäblich der Gott der Mysterien. Es ist der wahrhaft mosaische Glaube; es ist der wahrhaft christliche Glaube, den uns diese Logik und dieser logische Zusammenhang und diese logische Bedeutung alles Seyenden lehrt. „Im Anfang war der Logos." Diesen christlichen Lehrsatz übersetzen unsere Geistlichen: „Im

Anfang war das Wort" und unter Wort versteht ihr euer unsinniges Dogma. Doch Logos ist ein aus der griechischen Philosophie entlehnter Ausdruck und bedeutet ursprünglich den Gedanken, die Vernunft!

Und so mit gutem Fug und Recht können wir euch Verketzerer, euch Leviten und Pfaffen für die Urketzer der reinen mosaischen und reinen Christus-Lehre erklären.

Nun so lebt denn wohl ihr Cypressen. Wenn ich so manchmal in nächtlicher Stunde unter euch gestanden habe, und der lebendige Odem, der diesen Erdball umgibt in euren Zweigen lispelte, dann wog ich oft den Werth dieses Lebens in meinen Gedanken ab: Du tausendjährige Cypresse, du mehr als zwanzigtausendjähriges Bett des Guadelupe, und du fast ewig scheinender Fixstern, ihr alle seid nur wechselnde Gestalten. Seit Sterne erster Größe am Firmament verschwunden sind, kann kein Glaube mehr an irgend ein Bestehendes sich halten. — Erst galt die Erde als der feste Mittelpunkt, dann galt die Sonne als der feste Mittelpunkt, aber schon der in den ägyptischen Tempeln abgebildete Thierkreis zeigte bald, daß auch unser ganzes Sonnensystem sich von der Stelle bewege, daß alle 71 Jahre der Frühlings Tag- und Nacht-Gleichepunkt um einen Grad im Thierkreis fortrücke, daß also in 360×71 Jahren, das ist in 25,560 Jahren unser Sonnensystem wieder auf derselben Stelle im Thierkreise stehe, also einen Umlauf um einen Mittelpunkt gemacht habe, und dieser Mittelpunkt bewegt sich zweifelsohne wieder um einen anderen Mittelpunkt und so fort. — Nichts ist beständig im ewigen Wechsel der Dinge! Ja wohl, ist etwas beständig in diesem Wechsel der Dinge! Es ist dieser Wechsel selbst, der beständig ist, und nur darin besteht das Leben, daß es in jedem Augenblicke ein anderes ist. Dieses fortwährende Andersein vom Andersein, diese Negation der Negation, ist eben die wahre Affirmation. Wir selbst sind in jedem Momente körperlich und geistig ein Anderer. Ohne Anderswerden, ohne Fortschritt, ist kein geistiges Leben und kein lebendiger Geist denkbar; und was unseren Körper betrifft, so ist in 20 Jahren kaum ein Loth unseres Fleisches mehr dasselbe. So leben wir, indem wir fortwährend sterben. Dieser vermeint-

liche, dieser relative Tod ist nur ein Mißverständniß der wahren Gesetze des Lebens.

Einen absoluten Tod giebt es gar nicht. Der Begriff eines absoluten Todes ist an sich schon ein Unsinn, eine contradictio in adjecto, (eine auf widersprechende Voraussetzungen sich stützende Behauptung.) Zum Begriff des Todes können wir nur durch den Begriff des Lebens kommen. Der Tod an sich ist blos ein negativer Begriff. Nun setzen wir z. B. Tod soll stattfinden! Also Leben findet dann in diesem Falle nicht statt? — Da nun aber der Tod die Negation von dem Leben ist, und Leben im Falle des Todes nicht stattfindet, wie kann da die Negation, der Tod, stattfinden, wenn das, wovon es die Negation sein soll, das Leben, nicht zugleich stattfindet?! Einen wirklichen Tod gibt es gar nicht!

Atra Cupressus! funebris Cupressus! Du finstere Todtencypresse, ich verstehe die Worte, die der Weltgeist lebendig in deinen Zweigen lispelt. Als Siegespalme des ewigen Lebens haben dich schon die Alten, gleichsam an die Eingänge in den Hades, an ihre Gräber, gepflanzt. Das arme zerknirschte Christenvolk, das von vornherein nur Tod und Verderben sieht, das das Leben nur als eine Negation des Todes aufzufassen vermag, wie der negative Ausdruck Unsterblichkeit beweist, blickt nur mit Thränen und Trauer auf die Cypresse.

Eine Unsterblichkeit gibt es für uns nicht, denn es gibt für uns keinen Tod! Aber so wahr dieses Sinnbild des ewigen Lebens, diese Cypresse, lebt, und so wahr die Gesetze alles Lebens ewige Gesetze sind, und so wahr der Geist, der diese ewigen Gesetze theilweis begreift, in ihrer organischen Totalität aber von vornherein sich bewußt ist, diesen Gesetzen selbst homogen und ewig sein muß, so wahr muß auch dieser Menschengeist ewig sein.

Wir blicken nicht mit Thränen auf die Cypresse. Wie auf ein erstürmtes Bollwerk des Todes, so pflanzen wir, auf den Wall des Grabes, unser siegreiches Panier der Unsterblichkeit, die Cypresse!

Das Klima von Texas.

Nicht allein die mathematische, sondern ebensowohl die physische Lage eines Landes bestimmt das Klima desselben. Wer daher von dem freundlichen Himmel des Garda- und Comersees in Italien einen Schluß machen wollte auf das Klima von Unter-canada, oder von dem milden Wetter Roms auf das von New-York oder Boston, weil diese Orte in fast gleicher Breite liegen, der würde ebenso fehl gehen, als wenn einer meinte, wir hier in Texas hätten die Tagesgluth und den nächtlichen Frost der Wüste Sahara, die mit uns in gleicher nördlicher Breite liegt.

Selbst in den Tropen gibt es eine Region des ewigen Winters, während das nahe daran und unter derselben Breite liegende Niederland die volle Gluth einer tropischen Sonne empfindet: und zwischen diesem kalten und diesem heißen Lande der Tropen (tierra fria und tierra caliente, wie es dort die Mexikaner nennen), liegt ohngefähr 2000 Fuß über dem Spiegel des Meeres, die tierra templada, das Land des ewigen Frühlings.

Auch wir hier in Texas haben, nicht wegen unserer hohen Lage über der Meeresfläche, sondern aus anderen Ursachen, trotz unserer so geringen nördlichen Breite, ein gemäßigtes Klima. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein weit nach Norden sich erstreckendes Continent auch die südlicher liegenden Theile desselben Landes erkältet: deßhalb ist auch Europa und Nordafrika bedeutend wärmer auf den gleichen Breitegraden, als das bis in die Polargegenden sich erstreckende Continent von Nordamerika. Das ist nun e i n e Ursache, weßhalb die Sommerhitze von Texas unserer europäischen Vorstellung von einem Lande auf 30° Breite nicht entspricht, die wir immer Südeuropa und Nordafrika im Kopfe haben. Eine zweite bedeutende Ursache der verhältnißmäßig niederen Wärmegrade hier in Texas ist, daß wir nicht längs unserer Nordgrenze, wie die Lombardei die Alpen, Griechenland

den Balkan und Ostindien den Himalaya eine die Nordwinde abhaltende Gebirgskette haben. Ohne Hinderniß streicht hier der Nordwind von den nächtlichen Eisfeldern des Pols bis zum Golf von Mexiko.

Die Wärme eines Landes ist es indessen nicht allein, was das Klima desselben bestimmt, obschon die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nichts weiter bezeichnet (nämlich die Neigung der Erdoberfläche gegen die Sonnenstrahlen, Klima abgeleitet von dem griechischen Verbum klinein). Man spricht von einem gesunden, von einem fruchtbaren Klima. Man meint also unter Klima die Gesammteinwirkung auf Vegetation und animalisches Leben; aber auch in diesem Sinne glaube ich, daß wir dem Klima von Texas nicht nur vor vielen sondern vor den meisten Ländern der Erde den Vorzug geben müssen. Man nehme nur zum Beispiel die große Anzahl der heitern und milden Tage im Jahre und ferner, wie ein frischer Wind tagtäglich die Hitze des Sommers mildert, Folge einer fortwährenden Luftströmung, die wir unserer glücklichen Lage zwischen den erwärmenden Gewässern des Golfstromes und unserem weit nach dem Norden sich erstreckenden Continente zu danken haben, wo dann die verschieden erwärmten Luftschichten, in beständigem Streben sich wieder in's Gleichgewicht zu setzen, eine fortwährende Strömung zwischen Norden und Süden hervorbringen.

Lord Byron rühmt von dem schönen Klima von Attika, daß er während 30 Tage bei schönem Wetter alle Tage habe spazieren reiten können. Ist nun hier in Texas nicht fast neun Monate im Jahre schönes Wetter? Was die Gemüthsstimmung für den Menschen, das ist das Wetter für eine Landschaft, und wie oft wird auch durch das Wetter unsere eigne Gemüthsstimmung bedingt? — Trübe, stürmische Tage sind durch die Stimmung die sie uns geben, größtentheils verlorne Zeit unseres Lebens. Nur die Tage, die wir in heiterer Thätigkeit verbringen, sind des Lebens werth. An unseren üblen Tagen in Texas, hat das Wetter die geringste Schuld, und wollten wir alle die schönen Tage zählen, die der Himmel in Texas uns darbietet und die meist wir nur uns verderben, so würden wir ihre Zahl gewiß nicht so gering finden,

als jener große Calif in Spanien, der an jedem guten Tage ein weißes und an jedem bösen Tage ein schwarzes Steinchen in eine Urne warf.

Hier, wo in drei großen Terassen amphitheatralisch das Land von den nordwestlich liegenden Gebirgen sich herabsenkt, hier ist es, wo die Thiere der Wildniß und die Vögel des Himmels vor der Strenge des Winters eine Zuflucht finden. Welcher Deutsche erinnert sich dann nicht an seine alte Heimath? Wann der Todeshauch des Winters die deutschen Fluren erstarren macht, und Alles was Flügel hat, auswandert nach einer milderen Zone, dann regen sich wohl auch die Schwingen unserer Phantasie und wir sagen: „Wo zieht ihr doch hin, in welche Gefilde, die kein Frost und kein Hunger des Winters erreicht“? — aber sie antworten uns nicht, sie ziehen eilig vorüber und treiben sich an mit Geschrei, denn die Reise ist weit.

Daß Texas in solch einer milderen Zone liegt, in welcher alljährlich die von Norden kommenden Zugvögel überwintern, das zeigen die zahlreichen Scharen von Enten, Gänsen und Schwänen, welche während des ganzen Winters unsere Gewässer bevölkern und die Schwärme von Kranichen auf unseren Prairien und andere nordische Zugvögel die Texas auch zu ihren Winterquartieren machen; während der rosenfarbige Löffelreiher, Ptalea Aiaia, der Pelicanus fuscus und Andere, die im Sommer die heißen Tropen verlassen und unsere Küsten aufsuchen von anderer Seite uns ebenfalls den Beweis liefern, daß wir in Texas ein mildes Klima haben; vor Allem aber müssen uns dies die Farmer bezeugen, die in jedem Monat im Jahr ohne Unterbrechung ihre Feldarbeit verrichten und schon im Februar Mais und andere Feldfrüchte pflanzen können.

Durch seine Flora charakterisirt sich Texas ebenfalls als ein an der südlichen Grenze der gemäßigten Zone liegendes Land. Leguminosenarten sind häufig, Cacteen ziemlich reich im Westen des Staates vertreten, Yuccas 5 bis 6 Arten, darunter die baumartige Y Treculiana. Ferner kommt hier die Fächerpalme, die Kohlpalme und ein baumartiger Cactus vor.

Die mittlere Temperatur ist während des Sommers in Austin + 81½ F. und im Winter + 50½ F., im ganzen Jahre + 67½ F., Extreme im Sommer + 101 F. und im Winter — 6 F. Der Regenfall ist im mittleren Texas 31 Zoll des Jahres; an der Küste und im östlichen Theile des Landes etwas mehr.

Das schönste Wetter, mit heiterem Himmel, mit abwechselndem Nord- und Südwind, ist hier in Texas Regel. Trübe, stürmische Tage sind nur Ausnahmen. + 30 R. mit Windstille und — 3 R. mit Nordwind und gefrierendem Regen (Glatteis) sind noch weit seltener. In manchem Winter haben wir hier weder Eis noch Schnee, so daß im Januar die zartesten Gewächse, wie Tabak, Gurken und Wassermelonen auf den Feldern nicht erfroren. Einer der härtesten Winter war im Jahre 1838. Damals wurden bei 4 Tage anhaltendem Nordwind bei Houston und im Brazos-Bottom bei San Felipe die Bäume mit Eis bedeckt und die herabbrechenden Aeste schlugen das in den Wald geflüchtete Rindvieh todt und noch längere Zeit nachher war die Straße, die durch den Brazos-Bottom nach San Felipe führt, durch umgestürzte Bäume unfahrbar gemacht. Hagelschlag findet selten statt. Im Jahre 1842 war in der Brazos-Gegend unterhalb San Felipe ein Strich von Hagelwetter, das die Waldbäume entblätterte, auf den dortigen Farmen Hühner todtschlug und Reisende zwang vom Pferde abzusteigen und ihren Kopf mit dem Sattel zu bedecken. Im Jahre 1847, im Mai, fand bei Neu-Braunfels ein anderer heftiger Hagelschlag statt. Die Blüten der wilden Trauben und der Pecanüsse wurden dadurch zerstört, so daß sie dieses Jahr keine Früchte trugen. An der oberen Guadelupe, 50 Meilen nördlich von Neu-Braunfels wo ich mich damals befand merkte ich von diesem Wetter nichts, als das im Südosten streichende Gewölk. Tages darauf kam ich an die Stelle, wo das Gewitter in westlicher Richtung über die Straße gezogen war. Ein Streifen von herabgeschlagenem Baumlaub bedeckte den Boden, unter welchem in Vertiefungen sich oft noch 4 Zoll hohe Lagen von zusammengejagtem Hagel befanden. In Neu-Braunfels hatte man während des ganzen folgenden Tages noch soviel Eis,

daß man in allen Grogshops sich das damals seltene Vergnügen eines Eispunsches machen konnte.

Wenn man die Jahreszeiten in Texas nicht sowohl astronomisch, als nach dem ihnen eigenthümlichen Wetter und nach den Lebensstufen der vegetativen Welt eintheilt, so ergibt sich, daß die angenehmsten Jahreszeiten, der Frühling und der Herbst, hier die längsten, und die weniger angenehmen, der Sommer und der Winter, die kürzesten sind. Der Frühling mit seinen kleinen Regenschauern, mit seinen Lämmerwolken auf dunkelblauem Firmament, seinen Blüten und seinem Alles belebenden Odem, währt hier volle vier Monate. Die Anemonen, die Cercis reniformis, die Ungnadia speciosa, die Berberis trifoliolata und andere schönblühende Sträucher beginnen anfangs Februar den Kreislauf der Flora im mittleren Texas. An der Küste fängt die Blütezeit schon einen Monat früher an. Hundert englische Meilen nördlich von Neu-Braunfels, am Fuße der Granitberge, jenseits des Llano-Flusses, findet die Entwicklung der Vegetation $1^1/_2$ Monate später statt, wie im mittleren Texas. Anfangs April sind hier, bei Neu-Braunfels, San Antonio und Austin die Prairien, namentlich die höher liegenden, mit dem schönsten Blumenflor geschmückt. Auf dem frischen Grün der Wiesen bilden oft Gruppen von dem reinsten Blau der Lupinen (Lupinus subcarnosus), untermischt mit schwefelgelben, orangefarbenen und scharlachrothen Castilleien (Castilleia indivisa), mit lilablütiger Phlox (Phlox Roemeriana) und mit dunkelrothen kleinen Malven (Malva pedata), die schönsten Schattirungen und Zeichnungen, die je ein orientalischer Teppichweber erdacht hat.

Der Mai bringt neben den Blüten auch schon Früchte; Brombeeren, zwei Arten wilder Maulbeeren, eine strauchartige und eine baumartige, eine wohlschmeckende Beerberize (Berberis trifoliolata.) Die wilden Trauben färben sich dunkeler. Im Juni fängt die Hitze an schon anhaltender zu werden und Alles drängt zur Reife. Der Mais hat milchige Aehren, die geröstet von den Südländern für eine Delikatesse gehalten werden. Der Winterroggen und der Weizen stehen schon in Garben gebunden auf den Feldern. Die Vögel verstummen in den Mittagsstunden

und in der hellen Luft zittert das Sonnenlicht. Im Juli und August macht sich die südliche Sonne geltend. Einem stehenden Manne fällt in der Mittagsstunde der Schatten seines Kopfes vor die Füße, und wenn dann der Athem des Südwindes schweigt, der um diese Stunde fast regelmäßig sich zu erheben pflegt, dann sehnt man sich nach dem September und dessen kühleren Winden. Eine große Erquickung in dieser heißen Zeit ist die ungeheure Menge von Wassermelonen, welche hier von 20 bis zu 40 Pfund schwer werden. — September, October, November und oft noch die ersten Wochen des Dezember bringen freundliche Herbsttage, doch darf man dabei nicht an einen deutschen Herbst denken, sondern vielmehr an einen Nachsommer. Schon im Monat October werden die Nordwinde heftiger und kühler, aber erst nach Mitte November werden sie so kalt, daß sie das Laub der Bäume gelb färben. Die eigentlich hier sogenannten „Norther" finden jedoch gewöhnlich nur von Ende Dezember bis Anfang Februar statt. Wochenlang vorher rollt dann oft der Südwind die vom Golfstrom ausgedünsteten Wolken landeinwärts, nach den Gebirgen von Texas, bis plötzlich eine Reaction in den Luftschichten eintritt. Eine kurze Windstille erfolgt, dann ein electrisches Leuchten am nördlichen Horizont und plötzlich mit wildem Brausen stürzt der Orkan daher, die grauen Wolkenberge vor sich herwälzend und ihre erkälteten Dünste als Regenströme durch die Luft peitschend. Ein plötzlicher Temperaturwechsel von 10 Grad Reaumur und mehr tritt dann, zwar nicht oft, aber doch manchmal ein. Solche Nordwinde halten dann gewöhnlich zwei, bis höchstens vier Tage an. Am zweiten und dritten Tage sind sie gewöhnlich am empfindlichsten. Der Regen hat dann aufgehört, aber da alle Gegenstände, Erde, Bäume, Häuser und Hausgeräthe erkältet sind, so findet man sich überall in der Nähe von kalten Gegenständen, die unserem Körper seine natürliche Wärme entziehen. Befindet man sich im Freien, wo die kalte, schnell sich bewegende Luft beständig durch unsere Kleider strömt, so möchte es einem beinahe vorkommen, als sei man nackt dem Nordwinde ausgesetzt. Diese Empfindlichkeit rührt aber jedenfalls nur daher, daß wir gar nicht mehr an Kälte

gewöhnt sind. Nicht eher läßt der Nordwind nach, als bis er alle Wolken vor sich hergetrieben und nur einen heiteren Himmel hinter sich zurückgelassen hat.

Ganz heftige Norther, die die Temperatur bis unter den Gefrierpunkt herabstimmen, treten gewöhnlich nur wenige in einem Winter ein, und dies ist auch unser ganzer Winter, nicht härter als der unter dem milden Himmel von Attica und den wir mit gleichem Rechte wie die Griechen, blos die stürmische Jahreszeit (cheimōn) nennen könnten. Ohne Norther sinkt das Thermometer hier nie unter den Gefrierpunkt. Gegen Mitte Februar verlieren die Nordwinde an Kälte und Stärke und bilden dann, abwechselnd mit den Südwinden einen von den großen Vorzügen des Landes Texas, immerwährende Brisen, die die Luft reinigen und das Land erfrischen. Ostwinde und Westwinde wehen nur ausnahmsweise. Der Ost, der über die Sümpfe des Mississippi und über die Küstenländer streicht, bringt erst Nebelregen, dann Landregen, und wenn er längere Zeit anhält, so übt er einen ermattenden und ungesunden Einfluß auf die Menschen aus, was auch schon vor alten Zeiten von den Spaniern in San Antonio bemerkt worden ist. Der Westwind ist in Texas der seltenste. Er kommt von den trocknen Ebenen Nordmexikos und bringt immer nur trocknes Wetter.

Gewitter sind in Texas nicht sehr häufig, häufiger im unteren Lande wie in dem höher liegenden, namentlich im Frühling. Die Gewitter von Texas haben den Vorzug vor den Gewittern von Missouri und Illinois, daß nach ihnen, nicht wie oft dort, trübe und kalte, sondern heitere und milde Tage folgen. Ferner haben die hiesigen Gewitter noch andere auffallende Eigenheiten, z. B. über tiefliegenden Bottomwaldungen bleiben sie oft mehrere Tage hängen. Ueber dem sieben Meilen breiten Bottomwald des Brazos, bei St. Felipe, habe ich einmal acht Tage lang blitzen gesehen und donnern hören. Eine andere Eigenthümlichkeit der hiesigen Gewitter sind die lang rollenden Donner, die zwischen Forte und Piano steigen und fallen und oft zehn Minuten, ja eine Viertelstunde lang, ohne Unterbrechung anhalten. Kurze einzelne Donnerschläge, als würde plötzlich eine

Kanone abgefeuert, sowie oft das völlige Brennen des wetterleuchtenden Horizontes hat Texas und namentlich die Küstenländer desselben mit dem tropischen Mexiko gemein.

Texas leidet manchmal Monate lang an Regenmangel, so in den Jahren 1846 und 1848. Von 1847 auf 1848 war der ganze Winter trocken. Selbst die Nordwinde brachten keinen Regen. Die ersten Regen fielen erst im April 1848. Wo die Prairien von dem vielen Vieh abgeweidet waren, wuchs kein Gras nach. Die Winde führten Staubwolken über das Land und der schwarze Prairieboden klaffte in vielen Spalten. Vor mehr als Hundert Jahren, soll einmal eine große Trockenheit in Texas gewesen sein, so daß die mexikanischen Einwohner im Westen des Landes, wo nur kleinere Flüsse angetroffen werden, kein Wasser für ihre Herden mehr finden konnten. Sie zogen mit ihren Herden nach Osten und fanden endlich in einem der größeren Flüsse Wasser für sich und ihre Heerden. Sie nannten den Fluß „Los brazos de Dios“, die rettenden Arme Gottes. Der darauf folgende Fluß hatte von dem rothen Thon seines Bettes ein gefärbtes Wasser und sie nannten ihn „el Colorado“, den rothen, jetzt sind zwar die Namen dieser Flüsse umgekehrt, wie Jeder weiß. Der westliche helle Strom heißt jetzt Colorado und der weiter nach Osten liegende trübe heißt Brazos.

Auf dieselbe Zeit jener Trockenheit bezieht sich eine wenigstens eben so interessante Sage der Indianer: Es sei zu jener Zeit die Erde in so ungeheure Spalten aufgerissen, daß Mann und Pferd darin hätten versinken können, und diese Spalten seien an einigen Orten des Landes so häufig nebeneinander gewesen, daß später daraus die hier sogenannten hogwallow Prairien entstanden seien. Die hogwallow Prairien befinden sich zwischen dem niederen und oberen Texas und deren eigenthümliche, regelmäßige, wellenförmige Bildung sieht oft aus, wie der Boden eines alten verlassenen Baumwollefeldes. Da diese hogwallows durchaus aus einem humosen schwarzen Boden bestehen und ferner, da die parallelen Reihen ihrer Erhöhungen manchmal durch ganz ähnliche Reihen durchkreuzt werden, so scheint mir die Erklärung, die die Indianer von deren Entstehung geben fast annehmbarer als

eine neptunische zu sein, worauf wohl Jeder zuerst verfallen würde.

Trockene und leichte Luft ist einer der großen Vorzüge von Texas. Leider habe ich keine Versuche mit dem Hygrometer und dem Barometer anzustellen Gelegenheit gehabt. Einzelne Erscheinungen weisen indeß unleugbar darauf hin, daß Texas diese herrlichen Vorzüge eines Klimas besitzt. Hier sowohl, wie unter dem gerühmten Himmel von Yalappa, trocknet dünn geschnittenes Fleisch (dasago) leicht an der Luft; hier sowohl, wie dort vertrocknen öfters todte Maulthiere und Pferde, nach dem die Wölfe die Eingeweide herausgerissen haben, mit Fleisch und Fell zu völligen Mumien. Im Jahre 1836 vertrockneten manche Leichen der ohnedies schon sehr trockenen Mexikaner auf dem Schlachtfelde von San Jacinto so gut als wie in dem letzten amerikanisch-mexikanischen Kriege auf den Hochebenen von Mexiko. Wie leicht die Luft oft hier sein muß, kann man schon daraus schließen, daß öfters der Rauch von einem Flintenschusse, den man in der Prairie abfeuert, nicht aufsteigt und sich in der Luft verbreitet, sondern plötzlich an den Boden sinkt und als eine kaum einen Fuß hohe Nebelschicht darüber hinfließt. Ein Feuer, welches man nämlich in der Nähe von Neu Braunfels anzündete und Kehricht und Unrath darauf verbrannte, verbreitete seinen Rauch weit über den Boden, als eine kaum kniehohe Schichte.

Die Reinheit der Luft zeigt sich deutlich durch ihre Durchsichtigkeit, so daß man entfernte Gegenstände hier deutlicher erkennen kann, als an anderen Orten. Die gerühmte Fernsichtigkeit der Texaner beruht, außer der Uebung, gewiß auch großen Theils auf dieser reinen Luft.

Die soeben angeführten Eigenschaften werden auf eine andere Weise auch wieder durch die vielen schönen Urphänomene des Lichtes hier in Texas bestätigt. Das Zodiakallicht, der Halo, ja selbst ein doppelter Mondregenbogen, von welchen der innere mit herrlichen, deutlichen Farbenkreisen prangt, sind in Texas nichts Seltenes. Manchmal ist grade nach Untergang der Sonne der westliche Himmel durch vom Untergangspunkte ausgehende divergirende Linien in 3 Felder, ein blaues, ein rothes und ein weißes abgetheilt. — Hierher gehören auch das tiefe Blau des

Himmels, das herrliche Violet über dem Meere bei Galveston und das grüne Licht des Himmels im oberen Lande, beide um Sonnenuntergang sich zeigend. Hierher gehören die Vollmondnächte, die an Helle einem nordischen Tage wenig nachstehen; deßgleichen flimmern und leuchten die Sterne bei heiterem Himmel hier oft so hell, als wie nur in Deutschland in den kältesten Winternächten. Andere Lichtphänomene, die zwar auch in anderen Gegenden öfter gesehen werden, sind doch gewiß wegen der reinen Luft und Intensität des Lichts hier von größter Schönheit. So z. B. der rothe Schein eines von der Sonne durchleuchteten Rauches der brennenden Prairien, oder das herrliche Smaragdgrün, wenn crystallreine Wasser über ein weißes Kalkbett strömen, wie die Gualupe, der Comal, der Salado, der San Marcos und noch so manches westliche Gewässer von Texas. Wo dann diese Wasser tiefere Stellen haben, so daß das Licht nicht mehr auf den Boden dringen kann, steigert sich das Grün bis zum tiefsten Blau, so schön, wie es nur in südlichen Meeren gesehen werden kann.

Die Morgenröthe ist hier, an dem fast wolkenlosen Himmel, nicht mit dem wechselnden Farbenspiel, wie in Deutschland, verbunden, aber dafür haben auch selbst die Planeten, wenn sie vor der Sonne aufgehen, eine nicht unbedeutende Morgenröthe, ähnlich dem Schein eines großen entfernten Feuers. Morgen- und Abenddämmerung sind wegen der südlichen Lage hier sehr kurz. Aus derselben Ursache hat auch hier der zunehmende Mond seine Hörner aufwärts gerichtet, wie er auf den Moscheen des Orients abgebildet wird. Der abnehmende Mond hat hier seine Hörner abwärts gerichtet. Sonderbare Erscheinungen, segelnde Schiffe, Seen und Menschen, die manchmal auf den großen Prairien des unteren Landes gesehen werden und dort nicht vorhanden sind, sind nichts Anderes als Luftspiegelungen, Fata Morgana. Schreiber dieses hat schon mehrmals hier in Neu-Braunfels ganze Landschaften theils über den Horizont erhoben, theils höher am Himmel abgespiegelt gesehen.

Wie nun dieses Klima von Texas, welches ich in Vorstehendem zu characterisiren versucht habe, in dem Wohlbehagen

animalischer Existenz sich manifestirt, bleibt mir noch allein zu sagen übrig.

Unsere Herden leben Jahr aus Jahr ein im Freien, ja von den Menschen unabhängige, in der Wildniß erzeugte, ungeheure Herden von Pferden, Rindvieh und Schweinen sind nicht vor Kurzem erst hier entstanden, sondern existiren hier schon seit Jahrhunderten und haben sich zu Unterarten ausgebildet, nicht allenfalls zu Krüppelracen, sondern zu Pferden, so glänzend und muskulös, als wären sie mit Kunst und Pflege erzogen und zu einer Art von einfarbigem Rindvieh, dessen Bullen von großer Körperlast sind, mit so ungewöhnlich dicken und schweren Hörnern, daß man glauben könnte, es sei eine andere Art, als unser Hausthier, von dem sie abstammen.

Doch mögen die Thiere unter dem Himmel von Texas sich auch noch so wohl befinden, der neue Einwanderer hat doch viel zu klagen über die Unbilden des Wetters. Freilich, hier wie in Deutschland macht der Nordwind kalt und der Sonnenschein warm und der Regen naß, und es müßte einer die Naturgesetze verändern, wenn er das in einem Klima anders haben wollte. Die provisorischen Wohnungen der Farmer und die Bretterbuden neuangelegter Städte gewähren freilich keinen Schutz gegen Kälte, Hitze und Feuchtigkeit; daran ist aber der Himmel von Texas nicht schuld. — Freilich, wie die Mehrzahl der Menschen in moralischer Hinsicht weder kalt noch warm, weder trocken noch naß sind, so möchten sie es auch in der Natur haben; während bei einem kräftigen gesunden Menschen die Extreme der Witterung die innere Reaction einer gegen alle äußeren Einflüsse sich geltend machenden Lebenskraft wohlbehaglich hervorrufen.

Doch das Factum! Wo sieht man mehr rothwangige Amerikaner und gesundere Kinder, als in Texas? Die Hausthiere werden hier ohne Stall und die junge Menschenbrut ohne Kinderstube aufgezogen. Amerikanische Familien haben hier Jahre lang im Freien unter dem Obdach der immergrünen Lebenseiche ohne Nachtheil ihrer Gesundheit gewohnt. Unsere Grenzjäger liegen Jahr aus, Jahr ein unter freiem Himmel. Diese „Ranger" wie sie hier genannt werden, sind freiwillige berittene Truppen, die

uns gegen Indianer und Räuber schützen. Und sind diese Ranger nicht gesunder, wie andere Menschenkinder, die des Sommers im Schatten und des Winters unter Dach und Fach beim Ofen sitzen? Ist nicht jedem dieser Männer die eigene Unabhängigkeits-erklärung an die Stirne geschrieben, als sagten sie:

„Bleibt in euren Hütten, euren Zelten,
Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne,
Zieh' ich froh in alle Ferne!"

Wir Texaner wissen es nur zu gut, daß unser Klima namentlich das von Mittel- und Ober-Texas ein gesundes ist. Für solche ist diese Abhandlung auch nicht geschrieben, sondern für die, die sich umsehen, wo dann auf dem weiten Erdenrund eine Stelle zu finden sei, die frei wäre von dem mephitischen Druck der Atmosphäre sowohl, als wie von dem religiösen Alp geistiger Lethargie und politischer Kleinkinderschulen-Bevormundung; eine tellurische, sociale und politische Atmosphäre, in welcher der Mensch an Körper und Geist gesunden, zur größten Vollkommenheit gedeihen und derselben genießen möge in dem vollen Umfang aller in und außer ihm gegebenen Möglichkeiten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die lichte Region, wo der Menschengeist zuerst die historischen Schlacken angeerbter Autoritäten durchbrochen hat und wie der Silberblick aus dem Schmelzofen, sind aus der Revolution die Rechte des Menschen hervorgebrochen.

In der amerikanischen Staatskunst sind, so weit es bis jetzt nur irgendwo und irgendwann möglich war, alle Schwierigkeiten eines demokratischen Selbstregimentes überwunden worden. Frei ist hier der Einzel- wie der Gesammt-Wille, oder vielmehr die That, so weit es vernünftiger Weise nur irgend möglich gehalten werden darf.

Alle Grundbedingungen zu einer würdigen ungeschmälerten menschlichen Existenz sind in den Freistaaten von Nordamerika mehr als irgendwo gegeben. Kommt nun noch die Gesundheit und das körperliche Wohlbehagen in einem schönen Klima hinzu,

so ist das wahrlich alles, was der Mensch, auf der jetzigen Stufe der weltgeschichtlichen Entwicklung, verlangen kann.

In keinem Theile der vereinigten Staaten werden vielleicht neben den geistigen und körperlichen Bedingungen, Gesundheit und Wohlbehagen in größerem Maße vereinigt gefunden, als in dem milden und fruchtbaren Texas, und mit Ueberzeugung darf ich meinestheils das alte Sprüchwort auf dieses Land anwenden:

„Ubi bene, ibi patria!“

Eine Uebersicht der Flora von Texas.

Allgemeine Vorbemerkungen.

I. Die Flora von Texas bildet nicht in der Weise den Uebergang zwischen den Floren von Mexiko und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß sie gar keine ihr allein eigenthümliche Pflanzen aufzuweisen hätte. Dieses früherhin so allgemein verbreitete Vorurtheil hat man nun wohl aufgegeben, nachdem der englische Sammler Drummond (in 1834) einen Theil des östlichen und südlichen Texas abgesucht, nachdem der wissenschaftliche Dr. Riddell, von Neuorleans, den Trinity-Fluß aufwärts und in das nordöstliche Texas einige Streifzüge gemacht, Dr. Leavenworth von Florida entlang der Ostgrenze von Texas botanisirt hat, und endlich der Franzose Berlandier, wie es scheint, nur durchreisend, in Texas gesammelt hat. Zu vielen ergiebigen Fundgruben sind bis jetzt weder die Forscher noch die Sammler vorgedrungen: weder zu den Terassen der Guadalupe-Gebirge, noch in die lieblichen Thäler des Llano und San Saba-Flusses, noch zu den großen Salzseen an dem oberen Brazos-Fluß, noch zu den Quellen des Nueces, noch in die Wüste,

jenseits des Nueces, über welche Gegenden der große Botaniker Hooker sagt: es sei ein „glorious field“ für den Sammler.

II. In Mexiko, in den nördlichen Vereinigten Staaten und in Texas hat sich mir die Bemerkung aufgedrängt, daß die Flora von Amerika die von Europa unverhältnißmäßig mehr durch die große Anzahl der Species, als der Genera übertrifft. So sind z. B. Solidago, Aster, Gaura, Verbena, Euphorbia durch außerordentlich viele Arten vertreten. Unterarten und Spielarten sind häufig und oft scheint der Bastard, z. B. von Verbena-Arten, durch die mannichfaltigsten Zwischenglieder und Uebergänge, die Schranken der Species zu durchbrechen.

III. Daß in einem terassenförmig nach Südost sich abdachenden Lande, das noch dazu nicht fern von den Tropen sich befindet, die Vegetation auf den verschiedenen Breiten so ziemlich verschieden sein müsse, kann man voraussetzen; aber daß bei einer so geringen meridionalen Verschiedenheit von oft nur 20 deutschen Meilen bei übrigens so ziemlich gleicher Höhe über der Meeresfläche eine solche Verschiedenheit der Vegetation stattfindet, daß auch dem mit dem Habitus der einzelnen Pflanzen wenig vertrauten Auge diese dennoch auffällt, das muß einen anderen Grund haben, als die bloße Verschiedenheit der mathematischen Lage.

Diese auffallende Verschiedenheit der Flora unter den verschiedenen Längegraden von Texas wird uns weniger befremden, wenn wir folgende Beschaffenheiten des Landes in Erwägung ziehen:

1. An der ganzen Grenze längs des rechten Ufers des Mississippi, sowie an der ganzen Golfküste von Texas befindet sich ein ohngefähr 10 geographische Meilen breiter Strich von Alluvial-Land, dann, fast gleichlaufend mit diesem, ein 25 bis etliche und dreißig Meilen breiter Streifen Tertiärbildung; beide von Südwest nach Nordost sich schräg durch den Staat erstreckend. Jenseits dieser Streifen bildet die Kreide-Formation das Innere des Landes, und mitten in dieser befindet sich wie eine Insel, eine 20 Meilen lange Granit-Region, umgeben im Norden und Osten von silurischem Gestein.

2. Die isotherme Linie, die im Süden von Texas mit wenigen Biegungen auf $29^1/_2$ Grad nördlicher Breite herläuft, zeigt 68^0 F mittlere Wärme. Eine Isotherme, die zwischen dem 30. und 34. Grad sehr große Krümmungen macht, zeigt eine mittlere Wärme von 64^0 F. Eine dritte Isotherme mit großen Krümmungen, zwischen dem 32. und 36. Grad, hat eine mittlere Temperatur von 60^0 F.

3. Der Regenfall ist sehr verschieden in den verschiedenen Theilen des Landes. Ein schmaler Strich im Osten von Texas längs der Grenze von Louisiana, der 15 bis 20 geographische Meilen breit ist, hat 44 bis 56 Zoll jährlichen Regenfall. Dann folgt ein breiterer Strich, der nicht bis nach Austin reicht, aber an der ganzen Küste von Texas sich hinzieht, welcher 32 bis 34 Zoll Regenfall hat. Westlich von dieser Zone fällt nur 20 bis 30 Zoll und noch weniger, je näher dem Rio Grande.

4. Hypsometrische Messungen haben gezeigt, daß Texas aus drei Terassen gebildet wird, von welchen die niedrigste in einer Breite von 16 bis 30 geogr. Meilen längs der Golfküste hinläuft und weniger wie 400 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist. Die zweite Terasse, gleichlaufend mit der ersten, und ohngefähr 20 Meilen breit, ist 400 bis 800 Fuß hoch; und die dritte, welche den übrigen nordwestlichen Theil des Landes einnimmt, hat eine Höhe von 800 bis 2000 Fuß.

Die soeben erwähnten geologischen, isothermen und hypsometrischen Eigenschaften von Texas, sowie den so verschieden vertheilten Regenfall des Landes halte ich für eine hinlängliche Erklärung der nach den Längegraden so verschiedenen Flora, sowie die Ursache ihrer großen Mannigfaltigkeit überhaupt.

IV.) Ferner ist zu bemerken, daß dieselben Species an der Küste früher blühen, als im Inland. Nur 100 bis 120 engl. Meilen aufwärts von der Küste ist die Differenz der Blütezeit schon 1 bis $1^1/_2$ Monat.

V.) Eine sonderbare Erscheinung ist es, daß mehrere Gewächse grade die beiden Extreme in ihrem Standort lieben, daß sie entweder nur am Meer und Flußufer, oder auf Felsen im Inland gefunden werden, so z. B. Yucca Treculiana,

Berberis trifoliolata, Opuntia frutescens, Sophora speciosa, Oenothera missouriensis, Vachellia Farnesiana ꝛc. — Der durch die vielen Conchilientrümmer kalkhaltige Strand, sowie der an den Flußufern blosgelegte Kalk liefert jenen Pflanzen wahrscheinlich die ähnliche Nahrung wie die Kalkgebirge des inneren Landes.

Da ich nun durch meine Vorbemerkungen die Karte von Texas, eines zwischen 13 Längegraden und 11 Breitegraden liegenden Landes gleichsam vor den Augen meiner Leser ausgebreitet habe, so ist die Frage, wie soll ich, als botanischer Cicerone, ihnen das Interessante und die Merkwürdigkeiten des vor ihnen ausgebreiteten Landes zeigen? Soll ich mit ihnen die Herbarien von Tausenden getrockneter Pflanzenleichen durchblättern und unter einer Fluth technischer Nomenclatur das Interesse, das ich ihnen für meinen Gegenstand einflößen möchte, verwässern und ersticken?

Ich maße mir nicht an für die Gelehrten der exacten Wissenschaft zu schreiben; aber daß in neuerer Zeit durch Popularisirung der Wissenschaft das Volk in die Vorhallen des Tempels der Isis eingeführt wird, das ist ein verdienstvolles Werk, zu dem ich mit meinen schwachen Kräften gern auch mein Scherflein mit beitragen möchte. Freilich, nicht nur die Priester des Tempels zu Sais, sondern alle Priester warnen davor, den Schleier des Bildes der Wahrheit zu lüften, wie sie schon vor dem Baume der Erkenntniß im Garten Eden gewarnt haben.

Daß mein unschuldiger Blumen- und Pflanzenbericht den literarischen Gassenjungen Steine liefern wird, um damit „die Kirchenfenster einzuwerfen" (wie Virchow sich auszudrücken beliebt), das ist indeß nicht zu befürchten.

Wohlgemuth lade ich meine Leser dazu ein, einen botanischen Spaziergang durch unser schönes Texas mit mir zu machen. Warum schön? —

„Ist die Erde nicht schön überall
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!"

Was hindert mich daran, das ganze Erdenrund als einen englischen Park im großartigsten Stil, oder als ein Sanskrit pradèsa, ein hebraisches pardes, ein alt-persisches paradaesas,

als einen zur Freude der Menschen geschaffenen Lustgarten, zu betrachten?

Beginnen wir auf unserer botanischen Vergnügungsreise das Land Texas in der Richtung von Osten nach Westen ohngefähr auf dem $30^1/_2$ Parallelkreis cursorisch zu durchlaufen. — In den an den Staat Louisiana angrenzenden Sümpfen in der Gegend des Sabine- und Neches-Flusses herrscht das riesenmäßige Rohr, die Miegia macrocarpa vor und bildet mit der Fächerpalme, Sabal Adansonii, vermischt, Dickichte, die nur der furchtlose Jäger, der niemals seine Richtung verliert, durchdringen kann. Die Bäume sind da oft bis zur Unkenntlichkeit mit den grauen wehenden Büscheln des hier sogenannten spanischen Mooses (Tillandsia usneoides) behangen. Außerdem wachsen auf diesen Bäumen Viscum rotundifolium, Tillandsia recurvata und ein Farrenkraut (Polypodium incanum) als Schmarotzer. Der feuchte Boden ist oft so dicht mit Marsilea Arten bekleidet, daß er einem jungen Kleefelde ähnlich sieht. Eine herrlich feuerfarbig blühende, 5 bis 6 Fuß hohe Asclepias, die ihr Haupt in den sumpfigen Gebüschen erhebt, ist A. himanthophylla n. s. — Doch gehen wir westlicher, bis an den Trinity-Fluß. Da hat der Wald noch den Charakter eines nordamerikanischen Waldes, gemischt aus sehr verschiedenen Baumarten, Eichen (Quercus falcata, alba, obtusiloba u. s. w.), Hickoryarten (Carya), Persimonen (Diospyrus virginica) u. s. w. während weiter westlich ganze Wälder vorkommen, die meist blos aus einer Baumart bestehen, z. B. aus Lebenseichen, aus Posteichen (Quercus obtusiloba), aus Meskit (Algarobia glandulosa) aus sogenannten Cedern (Juniperus virginica) und weiter westlich aus J. occidentalis. Schon am San Jacinto-Fluß und bei Houston herrscht ein continuirlicher Wald von Fichten (Pinus taeda). Es finden sich dort Riesenbäume dieser Art, die manchmal eine Stammesdicke von 5 Fuß und eine Höhe von 100 Fuß erreichen. In der Nähe der dortigen Flußufer finden sich folgende charakteristische Bäume: der Storaxbaum (Liquidambar styraciflua), dessen Stamm an 5 Fuß dick und 60 Fuß hoch wird. Seine Blätter sind wohlriechend und wenn er verletzt wird, so fließt aus dem

selben der Storax, ein helles balsamisches Harz; der Sassafras (Sassafras officinalis), ein lorbeerartiger Baum von 10 bis 20 Fuß Höhe. — Jeder Theil dieses Baumes hat einen angenehmen Geruch und einen süßen aromatischen Geschmack. Am meisten hat die Rinde der Wurzel diese Eigenschaften —; ferner die großblumige Magnolie (Magnolia grandiflora) ein stattlicher Baum, der eine Dicke von 2 bis 3 Fuß und eine Höhe von 70 bis 80 Fuß erreicht. Die glatte graue Rinde desselben sieht der Rinde der Buche ähnlich, seine Blätter sind lederartig, immergrün, 6 bis 8 Zoll lang, auf der oberen Seite glänzend dunkelgrün und auf der unteren Seite rostfarbig. Die weißen Blüten, mit welchen der Baum Monate lang bedeckt ist, sind 8 bis 9 Zoll breit und stark wohlriechend. Durch seine Schönheit überrascht im Waldesdickicht das Schneeflocken-Bäumchen (Chionanthus Virginica), mit seinen schneeweißen, viertheiligen abwärts hängenden 8 bis 10 Linien langen Blütchen wie überschüttet. Eine für den Europäer sonderbare Erscheinung ist eine baumartige Heidelbeere mit 8 bis 15 Fuß hohem Stämmchen (Vaccinium arboreum), dessen etwas mehlige Frucht erst im Winter reif wird.

Unmittelbar an den Flußufern imponiren nicht weniger wie die übrigen Baumriesen, die in gedrängter Reihe stehenden Cypressen und einzelne mächtige Platanen (Platanus occidentalis) die mit ihren blendend weißen Stämmen gespenstig durch das Waldesdunkel hindurch leuchten.

Da es bei meinem botanischen Bericht hauptsächlich der Zweck ist, deutliche Anschauungen der texanischen Vegetation zu geben, so ist es klar, daß dieser Zweck leichter bei dem gewöhnlichen Beobachter an den auffallendsten und größten Pflanzen, den Bäumen, zu erreichen ist. Da ich durch die vorhergehenden Baumschilderungen des östlichen Theiles von Texas dem Sylvanus und den Dryaden meine Achtung bewiesen habe, so liegt mir jetzt noch die schwere Pflicht ob, die Schönheit der Kinder der Flora dieses Landestheiles, womöglich, zu beschreiben. Für die Gräser ein Interesse bei meinen Lesern zu erregen, würde

wohl schwer halten, trotzdem, daß manche Arten dieser unscheinbaren Pflanzen von Blumengärtnern gepflegt und bei Blumenbouquets mit Erfolg verwendet werden. Wegen der Bescheidenheit ihrer Erscheinung wird ihr innerer Werth übersehen und doch sind sie die Stammväter und Geschwister der Cerealien, des Geschenkes der Göttin, welcher wir das Brod und die Civilisation verdanken.

Von schönblühenden Gewächsen erregten in feuchtem schattigem Walde die über Gebüsche geschlungenen Guirlanden des zierlich und glänzend belaubten Jasmins (Gelsemium sempervirens) unser freudiges Wohlgefallen. — Dicht am Rande des Wassers wächst die amerikanische Lilie (Crinum Americanum), eine weißblühende, wohlriechende Amaryllidea, die ihre dicken fleischigen Samen in das Wasser fallen läßt, von dem sie fortgeführt werden, während sie Wurzelfasern treiben und bei erster günstiger Gelegenheit irgendwo am Ufer hängen bleiben und sich ansiedeln. — In leichtem fruchtbarem Boden kommt die krautartige Erythrina (Erythrina herbacea) vor, ein dunkel scharlachroth blühendes Schotengewächs mit einer dicken, gelben, ausdauernden, eßbaren Wurzel und mit aufrechtem bis zwei Fuß hohem, jährlich abwelkendem Stengel. Auf der Prairie nordwestlich von Houston findet sich, einzeln stehend die 3 bis 6 Fuß hohe Gaura Lindheimeri, eine ausdauernde Pflanze, welche den ganzen Sommer hindurch blüht und deren vielblumige, weiß und rothen endständigen Blütenbüschel man schon von Ferne auf schwankem Stengel sich hin und her wiegen sieht. Am Waldrande des Buffalo Bayou findet sich, nicht häufig, eine Morea, eine der Tigerlilie an Gestalt ähnliche Iridea, mit ultramarin blauen Blütenblättern auf denen sich schwefelgelbe Zeichnungen befinden.

Noch manche schöne Blumen dieser Gegend könnte ich erwähnen, rothblühende Gentianen (Sabbatia), schöne Lepachys und Coreopsis-Arten, Rudbeckia und Helianthus-Arten, aber wir dürfen uns nicht zu lange an einem Orte aufhalten, wenn wir, wie es hier der Fall ist, nur eine Uebersicht und keinen Katalog des in überwältigender Menge uns vorliegenden Stoffes geben wollen.

Ehe wir bei unserer botanischen Wanderung im Inlande weiter nach Westen vordringen, wollen wir einen Abstecher nach der Insel Galveston und nach der westlicher liegenden Meeresküste machen. Schon auf dem Wege dorthin finden wir manches Interessante; auf der Prairie die schönen Irideen, das zierliche, oft in gedrängten Büscheln stehende blaue Blümchen, von den Amerikanern das blauäugige Gras genannt (Sisyrinchium Bermudianum) und den schönen hellblauen Texas-Stern (Jxia coelestina); auf feuchtem Sandboden die zierlich gefiederten Leguminosen, Daubentonia longifolia, eine nur in Texas und Nordmexiko einheimische Pflanze und das floridanische Glottidium Floridanum und die Sesbania macrocarpa mit ihren schönen hängenden gelben Blüten. — Die dortigen Prairien sind reich an Arten von Panicum und Paspalum, unter denen sich manches neue finden wird. Andropogon glaucum, das schöne blaugrau angelaufene Gras, ist eine neue Art.

Im Jahr 1836, als Galveston noch unbewohnt war, befanden sich auf der ganzen Insel nur drei niedrige Bäumchen, die sogenannten „Three low trees“, die den Seefahrern als Richtpunkt dienten. Von holzigen Gewächsen fand sich sonst nichts, als einzelne Gebüsche von einer verkrüppelten Mimose (Vachellia Farnesiana). In seichtem Seewasser und Pfützen von salzigem Wasser stand die Utricularia subulata. Dieses Genus, der Wasserschlauch, ist auch in Europa durch Arten vertreten. Es hat die sonderbare Eigenschaft, daß es sich durch kleine Luftblasen, die durch einen beweglichen Deckel geschlossen werden können, auf der Oberfläche des Wassers erhält. Ruppia maritima, eine grasähnliche Pflanze, welche hier im Salzwasser wächst, hat einen spiralförmigen Blütenstengel, der beim Steigen und Fallen des Wassers sich verlängert und verkürzt. Dicht am Meeresufer wächst eine sonderbar fleischige, niederliegende Crucifere, die Cakile maritima. Auf feuchtem Boden in der Nähe des Meeres wächst ein zierlicher „Sonnenthau“, so genannt, weil die Haare seiner Blätter Tropfen eines durchsichtigen Saftes ausschwitzen, der auch im Sonnenschein nicht vertrocknet. Die hier erwähnte Art ist Drosera brevifolia. Eine auf von Salz-

wasser feuchtem Boden hinkriechende Asclepiadea ist Seutera maritima. Auf trockenem sandigem Boden finden wir die niederliegende großblütige Oenothera Missouriensis, die liebliche Gaillardia picta, einen Syngenesist mit lebhaft rothen Blütenstrahlen deren Spitzen hellgelb sind; ferner das Linum Berlandieri, eine Flachsart mit orangefarbener Blüte, und ein unansehnliches Heliotropium (Curassavicum). Weiter westlich, bei Indianola, hat die Vegetation schon ein ganz anderes, mehr mexikanisches Ansehen. Kleine Waldpartien von Lebenseichen (von den Amerikanern „Island", Waldinseln genannt) finden sich in der benachbarten Prairie. Am Meeresufer sind einzelne Exemplare und auch ganze Gruppen von einer 8 bis 10 Fuß hohen Yucca mit einem palmenartigen Stamm, der in der Spitze gewöhnlich mehrere kurze Aeste mit 3 bis 4 Fuß langen Blättern hat, deren Spitze mit einem harten und spitzen Stachel versehen ist. Im April treibt diese Pflanze eine 3 bis 4 Fuß große Blütenrispe, welche oft mehr wie 500 lilienartige, weiße, fleischige und wie Porcellan glänzende Blüten trägt. Die Frucht dieser Art (Yucca Treculiana) ist eßbar und wohlschmeckend.

In der Nähe des Strandes sind Gebüsche von verschiedenen Sträuchern (Berberis trifoliolata, einer sehr wohlschmeckenden Berberize, die ein der deutschen Stechpalme ähnliches dorniges Blatt hat; Forestiera acuminata, einem zur Familie der Oliven gehörenden Strauch; ferner von mehreren Arten von Wegdorn (Rhamnaceen), von strauchartiger Persimone (Diospyrus Mexicana) Sapote prieto der Mexikaner, die eine saftige, sehr süße Frucht trägt, die aber aus Mangel an Obstsäure leicht dem Geschmack widersteht), gebildet, die mit den dünnen, aufrechtstehenden, langstacheligen Reisern der Opuntia frutescens untermischt sind. Unter dem Schutz dieser Gebüsche findet sich häufig eine kleine Brennessel (Urtica purpurascens), Nicotiana Roemeriana, ein weißblühender Tabak und eine schön rothblühende leguminose Staude mit 2 bis 4 Fuß hohem aufrechtem Stengel (Erythrina herbacea). Einzelne sonderbare, 10 und mehr Fuß breite und bis 6 Fuß hohe dichte Gebüsche werden von der großgliederigen Opuntia Engelmanni gebildet, deren untere Glie-

der sich zu einem rundlichen Stamm verholzen. Die unbewegliche Starrheit dieser Cactus-Gebüsche macht einen Eindruck, als habe man ein korallenähnliches, mehr mineralisches, als vegetabiles Gebilde vor sich. — Einen äußerst lieblichen Anblick gewähren an diesem Strande kleine Wäldchen eines schotentragenden Bäumchens (Sophora speciosa), das hier die Dicke von 4 bis 6 Zoll und eine Höhe von 10 bis 14 Fuß erreicht Es hat immergrüne, glänzende, gefiederte Blätter und ist im Frühling mit Sträußen schmetterlingsblütiger, dunkelblauen, äußerst wohlriechenden Blüten bedeckt. Als ich zum erstenmale diese Gegend betrat, als sie noch unversehrt von Menschenhänden war, überkam mich ein Gefühl, das dem ähnlich gewesen sein muß, welches Fenelon in seinem Telemach durch seine Beschreibung der Feeninsel hervorzurufen beabsichtigte.

Gehen wir nun ab von der Küste. Auf angeschwemmtem Lande sind das Auffallendste die großen und schönen Exemplare des Echinocactus Texensis, mit platten, oder auch kugeligen, 8 bis 12 Zoll dicken Köpfen, und schönen rosenfarbigen Blüten und scharlachrothen Früchten. Etwas weiter ab vom Wasser, Sabal Adansonii. Mehr stromauf, die erwähnte große Yucca und Opuntia, doch nicht so kräftig, wie in der Nähe des Meeres. Nicht häufig die Palme Sabal Palmetto. Den Boden in den Gebüschen überzieht die genannte Urtica, Phacelia- und Vesicaria-Arten. Der Boden der Prairie ist schwarzthonige Dammerde; auf derselben noch einzelne Opuntien. Der vorherrschende Baum an den Flüssen im unteren Lande und in einzelnen Gruppen auf der dortigen Prairie ist Quercus virens. Diese Lebenseiche ist ein so werthvoller Baum, daß wir nicht umhin können ihm unsere besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie ist ein immergrüner Baum, der nur in den südlichsten Staaten der nordamerikanischen Union vorkommt. Er ist von sehr verschiedenem Wuchse, bildet in seiner strauchartigen Abart, die Quercus maritima genannt wird, oft ausgedehnte Gebüsche. An dem unteren Theile der texanischen Flüsse, in dem Mündungsland derselben, kommt er zu seiner schönsten Ausbildung und sein grader Stamm erreicht eine bedeutende Höhe, manchmal 70 Fuß.

Auf felsigem Boden, im oberen Lande, hat er einen breiteren Wuchs und alte Bäume haben einen knorrigen dicken Stamm. Das Holz dieses Baumes ist sehr fest und schwer, dunkelbraun und selbst schwarzbraun. Die schiefe Fläche, welche durch den Hieb einer scharfen amerikanischen Axt, oder durch den diametralen Schnitt einer feinen Säge auf diesem Holze hervorgebracht wird, zeigt keine Poren wie das Holz der deutschen Eichen, sondern ist glatt und glänzend, wie polirtes Horn. Büchsenkugeln, die gegen den Stamm abgeschossen werden, dringen nicht in denselben ein, sondern machen nur eine kleine Vertiefung in denselben und prallen zurück. Die Zähigkeit und Härte dieses Holzes ist so groß, daß Büchsen von demselben, in welchen die eisernen Achsen von Mühlenrädern liefen, sich länger tauglich erhielten, wie messingene Büchsen. Das Lebenseichenholz ist das werthvollste zum Schiffsbau, es ist auch das beste Brennholz, seine Rinde gibt die beste Gerberlohe und seine Eicheln sind nicht nur die beste Mast für Hirsche und Schweine, sondern liefern auch, als Kaffee behandelt, ein angenehmeres Getränk, wie die deutschen Eichelarten.

Höher hinauf im Lande kommt mit der Lebenseiche vermischt an den Flüssen Quercus aquatica und Quercus falcata vor.

Doch kehren wir zurück von unserem Abstecher nach der Küste zu der am Buffalo Bayou liegenden Gegend von Houston und setzen unsere botanische Wanderung in westlicher Richtung fort. Auf den Prairien, westlich von Houston hat die Flora schon viele Pflanzenarten, die östlich von Houston nicht vorkommen, wie zwei Arten von wildwachsendem Indigo, Baptisia alba, ein ein bis zwei Fuß hoher leguminoser Busch und Baptisia leucophaea, eben so groß und gelb blühend; ferner Pentstemon Digitalis, welches Blüten hat, die dem deutschen Fingerhut (Digitalis purpurea) ähnlich sehen; der texanische Nachtschatten (Solanum Texense) mit hellblauer Blüte.

Auf dem Wege nach dem Brazosfluß hin, ohngefähr 40 englische Meilen von Houston, fängt die Vegetation schon an sich merklich zu verändern. Fichtenwälder hören nach und nach auf und werden an den Flüssen durch andere Baumarten ersetzt, namentlich durch

die dem Westen von Texas eigenthümliche Ulmenart (Ulmus crassifolia) ein stattlicher Baum, der die Dicke von 1½ Fuß und die Höhe von 40 Fuß erreicht. Sein Holz ist zwar nicht wetterfest, vermodert leicht im Freien, wenn es aber gegen Regen geschützt getrocknet wird, so erlangt es eine Härte, daß man, ohne vorzubohren, keinen Nagel in dasselbe einschlagen kann. Ferner fangen hier zwei Häckberry-Arten an häufig zu werden (Celtis reticulata und C. Texana), die hier zu großen Bäumen heranwachsen. Das weiße Holz derselben ist von so gleichmäßiger Textur, daß es sich ganz besonders zu geschnitzten Arbeiten eignet, wie zu Ochsenjochen, Schüsseln, Löffeln etc. Die wenig fleischigen, erbsengroßen, süßen Früchte werden von den Kindern, Vögeln und Schweinen geliebt, verursachen aber, wenn häufig genossen, Obstructionen.

Auf unserem Wege nach dem Brazos-Fluß, treffen wir auf Brazos-Bottomwald, der sieben Meilen breit ist, den kräftigsten Baumwuchs hat, in dem Ulmen vorherrschen und auch große, sumpfige Stellen sich finden, die dicht mit Rohr (der genannten Miegia) bewachsen sind. — Auf der westlichen Seite des Brazos hat die Prairie schon viele Pflanzen, die auf der östlichen noch nicht vorkommen: z. B. Arten von Petalostemon, Vesicaria, das prächtige Pentstemon Murrayanum, eine Scrophulariacea, deren weißliche Blätter so sehr contrastiren mit der tief scharlachrothen Blüte; ferner Euphorbia-Arten. Besonders auffallend ist die bis 6 Fuß hohe Euphorbia marginata, deren lange herabhängende Blütendeckblätter einen breiten weißen Rand haben. Wie eine Milchstraße in der Prairie sieht man diese Euphorbien von Weitem schimmern. In der Nähe besehen ist dieser sonderbare meilenlange Euphorbiastreifen nichts anderes, als ein alter, nicht mehr benutzter Fahrweg, auf den früherhin die vom Colorado kommenden Frachtwagen den Samen an ihren Rädern östlich verbreitet haben. Auf der westlichen Seite des Brazos kommt ferner die Wachsmyrte (Myrica cerifera) vor, ein niedriger Strauch, der oft ganze Strecken feuchter Prairie bedeckt. Durch Auskochen kann man das wohlriechende Wachs, aber wahrscheinlich nur in sehr geringer Quantität, gewinnen. Wenn

man durch eine solche Stelle reitet, so verbreitet sich ein merklicher Wohlgeruch.

Auf dem gleichen Längengrade mit der Hauptstadt Austin, aber an der nördlichen Grenze des Staates, kommt in dem sogenannten Cross timber ein äußerst nützlicher Baum vor, die Maclura aurantiaca, so genannt wegen der faustdicken, narbigen, kugeligen gelben Früchte, die einer großen Orange völlig ähnlich sehen. Dieser Baum wird hier gewöhnlich bois d'arc genannt, denn er liefert den Indianern das äußerst elastische Holz zu ihren Bogen; aber eben wegen dieser Elastizität ist er auch das beste Material zu feinen Wagen. Als Strauch gezogen ist er wegen seiner scharfen Dornen und dichten Hecken, die er bildet, in den ganzen Vereinigten Staaten zu diesem Zwecke cultivirt.

Das Land zwischen dem Brazos und Colorado hatte früher schöne Wälder von der wohlriechenden rothen Ceder (Juniperus virginiana) aufzuweisen, die aber jetzt meist abgetrieben sind. Westlich vom Colorado nimmt die Vegetation einen schon mehr mexikanischen Character an. Continuirliche Muskit-Waldungen (Algarobia glandulosa) treten auf. Während weiter nach Osten der Muskit nur als Strauch gedieh, findet man hier Bäume dieser Art von ein und mehr Fuß Dicke und 30 Fuß Höhe. Sein rothbraunes harziges Holz fault nicht leicht. Es wird zu Fenzen und als Brennholz benutzt. Das Gummi, welches der Baum ausschwitzt, hat völlig die Güte von Gummi arabicum. Seine langen Schoten enthalten ein dem Johannisbrod ähnliches Mark, dienen Pferden und Rindvieh als beliebtes Futter und haben im Nothfalle auch schon manchem Wanderer das Leben gefristet.

Mit der Algarobia erscheinen noch andere Mimosen und namentlich auch Cactusarten. In den Flußwaldungen kommt die zu Möbeln werthgeschätzte schwarze Wallnuß (Juglans nigra) mit Pappeln, Weiden, Linden und anderen Bäumen vor. Die felsige Hügelreihe, die sich von Austin her nach Westen zieht, ist dicht mit Cedern (Juniperus occidentalis) bewachsen, die für den Westen von Texas das dauerhafteste Fenzholz und Bauholz liefert. Juniperus occidentalis unterscheidet sich von J. virginiana

im Wachsthum besonders dadurch, daß sie von unten aus ästig ist, wodurch die Cederndickichte oft beinahe undurchdringlich werden und an heißen Sommertagen einen beinahe betäubenden Harzgeruch verbreiten, während sie nur schlechten Schatten gewähren. Diese Wälder sind der Lieblingsversteck von Raubthieren und herumstreifenden Indianern. Im Nordwesten von Texas sind diese Cedernwälder häufig. Manche interessante Pflanze findet sich in ihnen, die characteristisch für Texas ist. Durch Nennung der Namen dieser Pflanzen könnte ich indeß nur dem Botaniker eine Anschauung der Vegetation geben, während die kenntliche Beschreibung einer jeden zu viel Raum in unserer Abhandlung einnehmen würde. Ich muß mich auf blos Charakteristisches beschränken, denn wir nahen jetzt einem der reichsten botanischen Felder von Texas, der Gegend westlich vom Guadalupe-Fluß. Sie zeichnet sich aus durch viele Cacteen, Mimoseen, durch eine große Anzahl von Sträuchern. Fünf Arten von wilden Trauben kommen hier vor. Von mehreren derselben wird ein trinkbarer starker Wein von den Farmern für ihren Hausbedarf gemacht.

Vitis aestivalis, an schattigen Ufern der Ströme, reift im August.

Vitis Labrusca, trägt außerordentlich leicht. Eine Anzahl guter Arten, die aus Samen dieser Art gezogen sind, werden in den Vereinigten Staaten cultivirt, z. B. die Catawba, Isabella, Shnykill und andere.

Vitis rupestris, aufrecht 3 bis 4 Fuß hoch, nicht rankend, hat eine kleine süße Beere, die im Juli reift.

Vitis cordifolia, Beeren klein, reift spät im Herbst.

Vitis vulpina. Beeren 7 bis 8 Linien dick. An schattigen Flußufern, hoch auf Bäume rankend.

Yucca-Arten kommen 5 hier vor. Die Treculiana hat hier manchmal einen über 20 Fuß hohen Stamm. — Von Cactus-Arten bringt diese Gegend 20 hervor, von welchen 14 derselben ihr eigenthümlich sind.

Von schön blühenden Sträuchern nenne ich nur die auch an der Küste vorkommende Sophora speciosa. Ihre korallen-

rothen Bohnen werden hier allgemein für giftig gehalten. Die Indianer sollen sie als berauschendes Mittel gebrauchen. Eine halbe Bohne soll diese Wirkung hervorbringen, eine ganze zu genießen soll gefährlich sein. Sophora affinis ist ein schön blühendes Bäumchen mit großen Büscheln violetter Schmetterlingsblüten. Lippia lycioides ist ein äußerst zierlicher feinblätteriger hoher dümästiger Strauch, der mehreremale im Jahre blüht und dessen Blüten einen feinen Vanillegeruch verbreiten. Eisenhardtia amorphoides, ein leguminoser hoher Strauch, ebenfalls zwei bis dreimal im Jahre mit wohlriechenden Blüten bedeckt. Ptelea trifoliata, der Hopfenstrauch, dessen Frucht als Surrogat für Hopfen gebraucht wird, dessen Blüten, aber nicht dessen Blätter, sehr wohlriechend sind. Ungnadia speciosa, Strauch und Bäumchen, eine schön rothblühende Kastanie, deren Frucht sehr wohlschmeckend, aber giftig ist. Zwei bis drei der kleinen Kastanien kann man unbeschadet essen, mehr genossen erregen fürchterliches Erbrechen und andere bedenkliche Zustände. Ein anderer kastanienartiger Strauch ist die schön gelb und auch rothblühende Aesculus Pavia. Die pulverisirten Blätter und Samen dieses Strauches werden dazu gebraucht, um Fische in stehenden Wassern zu betäuben, so daß man sie mit Händen greifen kann. Die Wurzeln desselben werden als Surrogat für Seife gebraucht. Cercis occidentalis, eine Art Judasbaum, hat eine schöne rothe Blüte. Styrax platanifolius, eine wohlriechende schön blühende Storarart. Die spät im Herbst blühende Eupatorium ageratifolium. Die auf Galveston als Strauch vorkommende Acacia Farnesiana wird hier zum großen Baume. Die Acacia Roemeriana mit hellgelben Mimosenblüten. Die mexikanische Persimone (Diospyrus Mexicana), die im unteren Lande nur als Strauch vorkommt, wird hier zum stattlichen Baume, mit oft fußdickem Stamm, dessen schwarzer Kern an seine Verwandschaft mit dem Ebenholze erinnert. Characteristisch für die hiesige Lokalflora sind ferner noch die Sträucher und Bäume: drei zu der Familie der Kreuzdorne gehörige Sträucher, Colubrina Texensis, Condalia obovata und Zizyphus obtusifolia. Der erste ist ein dem Westen von Texas eigenthümlicher Strauch, der zweite ist bald

Strauch, bald Baum, sein Holz wird zum Blaufärben gebraucht, und der dritte zeichnet sich aus durch seine scharfen und langen Dorne, in welche alle seine Zweige sich endigen. Ehretia ellyptica, Strauch und Baum mit sehr rauhen immergrünen Blättern, die von den Mexikanern gebraucht werden, um durch Reiben mit denselben Hautflechten zu vertreiben. Die gelben Beeren des Baumes sind eine von Vögeln und Kindern geliebte Frucht. Guaiacum angustifolium, mit sehr schwerem grünlich braunem Holz. Arbutus Texanus, Strauch und Baum, mit sehr schöner wohlriechender Blüte und mit glatter rothbrauner Rinde. Diese drei letzt genannten Sträucher zeigen schon deutlich den Uebergang zur mexikanischen Flora.

Mit Uebergehung einer ziemlich großen Anzahl krautartiger Gewächse und schöner Blumen, die theils neu, theils characteristisch sind, will ich nur noch einige nennen, die besonders auffallend sind: Cucumis perennis, eine Cucurbitacea mit dicker ausdauernder Wurzel, mit langen auf dem Boden fortlaufenden Ranken, großen, graulich grünen Blättern und faustdicken, kugelrunden, hartschaligen, gelben Kürbisfrüchten; ferner die Rutosma Texana ein sehr aromatisches, merkwürdiges Gewächs, indem es der einzige Repräsentant aus der Familie der Rauten auf dem ganzen Continente von Amerika ist. Krameria lanceolata, mit langen, wagrechten, holzigen Wurzeln, die nach wissenschaftlicher Untersuchung völlig die medizinischen Kräfte der Ratanhia (Krameria triandra) hat. Ferner das Capsicum baccatum, den kleinen Cayennepfeffer, ein ausdaueruder Strauch mit erbsengroßen sehr scharf schmeckenden Früchten, die sowohl zu Saucen und sonst zu Speisen angewendet und auch als Mittel gegen das Wechselfieber gebraucht werden. In Alkohol extrahirt dienen sie äußerlich gebraucht gegen Krampf und rheumatische Leiden.

Gehen wir nun weiter nach Westen, so treffen wir zwischen Neu-Braunfels und San Antonio auf dem Cibolo-Fluß (Cibolo ist der indianische Name für Buffalo) der in Sommermonaten an vielen Stellen nur ein trockenes Felsenbett zeigt, indem er streckenweis unterirdisch in dem zerklüfteten Kalkstein fließt und

nur an einzelnen Stellen Teiche und Seen bildet, während sein Bett weiter oben und weiter unten mit fließendem Wasser gefüllt ist. In den trockenen Stellen seines Bettes finden sich manche Pflanzen, die der oberen Gebirgsgegend eigen sind und deren Samen augenscheinlich von dorther durch das zu Zeiten fließende Wasser herabgeführt worden sind. In tiefen klaren Teichen des Cibolo bietet das Nelumbium luteum, das auch in einigen anderen Gegenden der Vereinigten Staaten vorkommt, eine so auffallende Erscheinung, daß, wo man sie auch trifft, nicht ohne Bewunderung betrachten kann. Man denke sich in einsamen klaren Teichen und Seen große Gruppen von ein bis zwei Fuß breiten kreisrunden Blättern, die von ihren in ihrer Mitte angehefteten hohen Blattstielen wie Schirme getragen werden und deren vielblätterige, seerosenartige, blaßgelbe, wohlriechende Blüten dreimal so groß sind wie die der Nymphaea odorata. Eine solche Nelumbiumgruppe hat das Aussehen wie etwas künstlich Gemachtes und versetzt doch zu gleicher Zeit unseren Geist in einen reinen Naturgenuß, wodurch in unserer Empfindung eine sonderbare Antithese widersprechender Gefühle entsteht, die aber bald in Wohlgefallen sich auflöst, indem man das anscheinend Paradoxe dieser Erscheinung seinen älteren Anschauungen assimilirt und so diese durch eine neue bereichert.

Die Gegend zwischen dem Cibolo und der Stadt San Antonio besteht meist aus Prairie und lichtem Muskitwalde. In den letzten zehn Jahren hat sich hohes strauchartiges Muskitgebüsch dort so ausgebreitet, daß es alle Aussicht verwehrt. Schon ehe wir San Antonio erreichen, treffen wir auf dicht mit Muskitgebüsch und anderen verschiedenen Sträuchern bewachsenes Land. Viele holzige Pflanzen werden dort zu dornigen Sträuchern. Da ist schon der Anfang und das erste Auftreten der in der nördlichen Flora von Mexiko so berüchtigten Chaperals, die bei den Einfällen raubender und mordender Indianer- und Mexikaner-Banden eine so bedeutende Rolle spielen, und gegen deren Verletzungen der Reiter sich durch weite lederne Ueberziehhosen von gegerbtem, behaartem Kalb- oder Ziegenfell (Leggins hier genannt) zu schützen pflegt. Als ausgezeichnetes Futter für Thiere

wächst unter diesen Gebüschen das auch während des ganzen Winters nahrhafte Muskitgras (Aristida, Atheropogon u. a.)

Unsere botanische Reise ging bisher in letzter Zeit entlang des Fußes der dritten großen Terasse des Landes. Indem wir, in nördlicher Richtung gehend, über einen mit Felsstücken bestreuten und mit Cedernwald bewachsenen Abhang hinauf steigen, gelangen wir zur dritten Terasse. Eine meist felsige Ebene mit einzelnen fruchtbaren Thalflächen breitet sich da vor uns aus. Viele eigenthümliche Pflanzen erfreuen da den Blick des Botanikers. Namentlich auffallend ist ein Dasylirion, eine Liliacee, eine der Ananas ähnliche Pflanze, die steiniges Geröll und Felsboden liebt. Sie bildet einen großen Busch von schmalen, bandförmigen, stachelrandigen Wurzelblättern, deren weißes zarteres Herz von Bären so geliebt wird, daß man an den abgerissenen Blättern unfehlbar die Nähe von Bären erkennt, weßhalb die Pflanze auch Bärengras von den Amerikanern genannt wird. Das zarte Herz der Pflanze können auch Menschen zu einem dem Weißkraut ähnlichen Gemüse benutzen. Rhus virens, ein immergrüner Sumach, ist eine andere dieser Gegend und Mexiko eigenthümliche neue Art. Den Comanche-Indianern zwar schon seit lange bekannt und unter dem Namen Kinickenick als Rauchtabak benutzt. An senkrechten Felswänden wächst der grünblühende kleine Tabak (Nicotiana saxicola). Ebenfalls an senkrechten Felswänden zwei mexikanische Pflanzen (Eucnide bartonioides und Chrysactinea Mexicana.) Auf trockenen Hügeln und an Waldrändern wächst gesellschaftlich als 4 bis 5 Fuß hoher vielstämmiger Strauch, die Prunus rivularis, sehr unpassend so benannt. Ich hatte sie früher P. Tawakonia genannt, weil die Tawakony-Indianer die kleine, einer Kirsche ähnliche Frucht, die eine angenehme Säure enthält, mit Honig gekocht, sehr liebten. Sie ist bei den hiesigen Stadtbewohnern ebenfalls sehr beliebt, da sie mit Zucker gekocht ein äußerst angenehmes Compot und auch Eingemachtes liefert, das sich lange aufbewahren läßt. Die Garrya, die hier an abschüssigen Seitenwänden von Schluchten vorkömmt, ist ein sehr dunkelgrüner, vielstämmiger 4 bis 5 Fuß hoher Strauch von finsterem melancholischem Aussehen. Die Art

ist neu und außer ihr kommt in den ganzen vereinigten Staaten nur noch in Californien eine andere Art vor.

Von Bäumen kommen hier Cedern auf Bergen und in Thälern als Wälder vor, Lebenseichen als einzelne Bäume und als Gebüsch und an den Flüssen und Bächen mächtige Cypressen. Bäche und Flüsse sind hier so klar, wie die Gewässer der europäischen Alpen. Gehen wir in nordwestlicher Richtung weiter auf unserem Wege nach dem Llanofluß, so treffen wir am Einfluß des Sisterthal-Baches in die Guadalupe auf die dortige deutsche Ansiedelung und dann auf den Pedernales-Fluß bei Friederichsburg. Auf diesem Wege übersteigen wir die über 2000 Fuß hohe Wasserscheide zwischen dem Colorado und der Guadalupe. Die Aussicht von da ist wild und romantisch. Am nördlichen Abfall dieses Plateaus haben wir die Aussicht auf ein breites Waldthal und jenseits desselben wird der Horizont durch kahle kegelförmige und sargförmige Berge begrenzt, an deren Seitenwänden man deutlich die horizontalen Schichten unterscheiden kann und die daher oft das Aussehen von umgekehrten streifig gefärbten Kreiseln haben. Ganz in der Nähe von Friederichsburg kommt an einzelnen Stellen schon Granit in Form von Felsenriffen zum Vorschein, aber erst nördlich vom Llano befindet sich eine ausgedehntere Granitregion von senkrechten Felsenwänden und von wagrechten, etwas geneigten Flächen von rothem Granit, welche letztere oft spiegelglatt sind, wahrscheinlich polirt durch scharfen Granitsand, den das Wasser, oder die Winde seit undenklichen Zeiten über diese Flächen hingeführt haben.

Die Vegetation auf trockenem felsigem Boden, welcher wir auf diesem Wege begegnen, besteht theils aus Cedernwäldern, theils in lichtem Lebenseichenwald, theils in Gebüsch von Sumacharten, von krüppeligem Lebenseichengebüsch und anderen Sträuchern. Charakteristisch ist das genannte Dasylirion, das oft ganze Strecken mit seinen weißlich grünen Büschen bedeckt, und mehrere Arten stammloser Yuccas, namentlich eine mit gedrehten Blättern (Y. tortifolia) und eine deren ganzer Blätterbusch mit seinen Fäden der an ihrem Rande faserigen Blätter wie von Spinnweben durchwoben ist (Y. intertexta). Wo der Boden sandig

ist, finden sich oft ausgedehnte Posteichenwälder (Quercus obtusiloba), wie z. B. in der Nähe von Friederichsburg. Am Llano-Fluß herrscht eine Weide vor (Salix nigra), die auffallend schlanke hohe Stämme mit dünnen aufwärts strebenden Aesten hat.

In dem Posteichenwald bei Friederichsburg überrascht uns der Anblick eines alten deutschen Bekannten, der Achillea millefolium. Die Gegend von Friederichsburg ist reich an verschiedenen Arten von Artemisia. Von Cacteen finden sich dort mehrere neue Arten von Mamillarien, einige schöne Malvaceen, namentlich die Callirhoë digitata mit über zollangen schön gefranzten Blütenblättern. Die Wurzel derselben ist eßbar und angenehmer von Geschmack wie die von den Indianern als Lebensmittel gesammelten Wurzeln der Psoralea esculenta. — Eine ausgezeichnet schöne Gentianea ist das auf felsigem Boden bei Friederichsburg wachsende Centauridium Drummondii. Es hat viel Aehnlichkeit mit der deutschen Erythraea Centaurium, dem Tausendgüldenkraut, bildet aber einen vielstängeligen, gedrängten Busch mit einer großen Fläche von zartrothen Blüten.

Am Llano finden sich manche interessante Pflanzen, von welchen ich nur einige nennen will, wie Talinum aurantiacum, eine neue Art von schönem Portulak, Hoffmannseggia Jamesii, ein auffallend schönes Schotengewächs mit gelben Blütenblättern und rothen Staubfäden, welches früherhin nur an den Kalkgebirgen an den Quellen des Arkansasflusses gefunden worden ist. Baccharis Texana, ein strauchartiger Syngenesist, auf trockenem granitischem Boden und auf Granitfelsen, oft ganze Strecken bedeckend. Der Granitregion eigen und auf nacktem Granit gedeihend ist der prachtvolle Cereus Roemeri, breite Büsche bildend, deren Oberfläche mit blendend rothen Blüten bedeckt ist.

Es sind jetzt grade dreißig Jahre, daß ich einen Sommer und Herbst in der Gegend des Llano botanisirte. Damals war es mir nicht möglich weiter nördlich vorzudringen.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, über den fernsten Westen von Texas noch Einiges zu berichten. Im Westen grenzt Texas an Mexiko und es läßt sich voraussetzen, daß an dieser Grenze die Flora schon ganz einen mexikanischen Character an-

nimmt. Herrliche Repräsentanten dieser Flora finden sich da schon auf texanischem Boden, wie die schöne Parkinsonia aculeata, ein baumartiger leguminoser Strauch mit außerordentlich feingefiederten Blättern und voll von zierlichen goldgelben hängenden Blütentrauben; ferner die Opuntia arborescens ein baumartiger ästiger Cactus, dann der Cereus giganteus, ein Riesencactus, der bis zu einer 60 Fuß hohen Säule aufwächst und nur an der Spitze in ein Paar nackte Aeste sich theilt. Von Bignoniaceen finden sich da die Chilopsis linearis, ein bis zu 25 Fuß hohes Bäumchen mit weidenartigen Blättern und schönen violetrothen Bignoniablüten und das Tecoma stans mit aufrechtstehenden Sträußen, lebhaft gelber Bignoniablüten an den Spitzen seiner vielen Stämmchen; und letztlich muß ich noch die prachtvolle Fouquiera splendens erwähnen, ein so eigenthümlicher Strauch, daß er für sich selbst eine Pflanzenfamilie, die Fouquieraceae bildet. Es besteht aus vielen astlosen bis zu 10 Fuß hohen Stämmchen, die an ihrer Spitze karminrothe Blütenrispen tragen.

Schluß-Reflexion.

Wenn uns das Wohlgefallen an der Pflanzenwelt von der Küste bis an die Granitregion und von dem Mississippi bis an den Rio Grande getrieben hat, so ist es auch wohl der Mühe werth, zu untersuchen, wodurch denn eigentlich dieses Wohlgefallen an der Pflanzenwelt in unserem Geiste erregt wurde. Ist es der einschmeichelnde Duft der Wohlgerüche? — Dieser findet ja nicht bei allen Pflanzen statt. — Ist es die Reinheit und Harmonie der Farben? — Das mag zum Theil wohl der Fall sein, aber der Hauptgrund ist es nicht, denn auch bei Gewächsen, die nicht durch den Farbensinn unser Wohlgefallen in Anspruch nehmen, freuen wir uns über die Schönheit ihrer Gestalt. Ich nenne hier nur zum Beispiel die kleine Lycopediacea, die Saginella apus, die mit ihren auf dem feuchten Boden ausgebreiteten Blättchen sich ausnimmt wie eine zierliche Arabeske. — Freilich, eine Antwort auf unsere erste Frage haben wir hiermit noch nicht aufgefunden. Wir haben die Frage blos

weiter hinausgeschoben, wie ein Advokat, der die rechten Beweisgründe noch nicht aufgefunden hat und für einen ferneren Termin appellirt. Erst wenn wir den allgemeinen Grund aufgefunden haben, worin die Schönheit der Pflanzengestalten besteht, dann haben wir unsere erste Frage von Grund aus beantwortet.

Wenn wir unser Gefühl des Wohlgefallens an den Pflanzengestalten näher untersuchen, so werden wir finden, daß dies nicht nur in der bis ins Kleinste ausgeführten mathematischen Genauigkeit der Blatt-, Blüten-, Frucht- und sonstigen Formen der Pflanzentheile, sondern auch auf der dunkel erkannten Gesetzmäßigkeit der Stellung aller verschiedenen Theile der Pflanze beruht. Wir erinnern hier nur an das Gesetz der sogenannten Blattstellung, das der geistreiche Schimper aufgefunden und gezeigt hat, daß diese Stellung, die immer innerhalb einer Spirallinie stattfindet, bei den verschiedenen Pflanzenarten durch verschiedene Bruchtheile dieser Spirale ausgedrückt werden kann. Die ganze Erscheinung der Pflanzenwelt bewegt sich innerhalb der Schranken dieser geometrischen und arithmetischen Gesetze und dennoch herrscht die größtmögliche Freiheit der Ausbildung der einzelnen Individuen, so daß keines derselben die monotone Wiederholung des anderen ist. Unser Wohlgefallen an den Pflanzengestalten beruht auf dem Wohlgefallen der innigen Verbindung der strengsten Gesetzmäßigkeit mit der größtmöglichen Freiheit. Es ist dies in seiner Basis eins der edelsten moralischen Gefühle und gewährt deßhalb auch eine so reine Freude und Befriedigung.

Die kürbisartigen Gewächse in Texas.

Zu den kürbisartigen Gewächsen (Cucurbitaceae) rechnet man verschiedene Pflanzengattungen, z. B. die Kürbisarten (Cucurbita), die Gurkenarten (Cucumis), die Kalebassen oder Flaschenkürbisse (Lagenaria), die Balsamäpfel (Momordica), die Wassermelonen (Citrullus), die Geschlechter der Bryonia, Melothria und Sycios und früherhin auch die Passionsblumen, (Passiflora.)

Im Vergleich mit anderen Pflanzenfamilien haben die kürbisartigen Pflanzen wenig Gattungen und Arten, aber desto mehr Spielarten und Bastarde. Daß die kürbisartigen Pflanzen mehr ein südliches Gewächs sind, das zeigt schon die klimatische Verbreitung der auf dem nordamerikanischen Continent vorkommenden wildwachsenden Arten dieser Familie. In Canada finden sich blos zwei wildwachsende Arten der Kürbispflanzen, in den nördlichen Staaten, so südlich als Ohio und Pennsylvanien, finden sich nur vier Arten, während in den südlichen Staaten, einschließlich Texas und Florida wenigstens 9 Arten Cucurbitaceen einheimisch sind. Wir können daraus füglich den Schluß ziehen, daß die südlichen Staaten der Union und namentlich Texas und Florida, die die meisten Arten wild wachsender Cucurbitaceen aufzuweisen haben, auch für den Anbau der Culturgewächse aus dieser Pflanzenfamilie ein günstiges Klima und einen günstigen Boden haben müssen.

Wenn wir den Untersuchungen des Dr. T. W. Harris von der Harvard-Universität zu Cambridge, im Staate Massachusetts, Zutrauen schenken wollen, so sind die Pumpkins und Squasches die uralten Culturpflanzen der amerikanischen Autochthonen. Harris sagt: „Neuere Botaniker glaubten, daß die meisten Arten dieser Culturpflanzen von Asien und namentlich von Ost-Indien her nach Amerika gekommen seien. Dies ist ein Irrthum, denn diese Gewächse waren weder den biblischen noch den griechischen oder römischen Autoren bekannt; auch die Schriftsteller des Mittelalters kannten die Pumpkins und Squasches nicht, während sie anderer kürbisartiger Gewächse Erwähnung thun. Erst nach der Entdeckung von Amerika wurden in Europa diese Culturgewächse bekannt. Reisende fanden sie zuerst in Westindien, Peru, Florida und selbst an der Küste von Neu-England, wo sie von den Indianern cultivirt wurden, ehe noch eine Ansiedelung von Europäern hier stattgefunden hatte. Die alten Botaniker des ersten Jahrhunderts nach der Entdeckung der neuen Welt, oder vielmehr Westindiens, waren die ersten, die diese Gewächse beschrieben und ihnen Namen gegeben haben, die deren indianische Abkunft deutlich bezeugen. Der falsche Gebrauch die Wilden

Amerika's Indianer zu nennen, hat spätere Botaniker verleitet Ostindien und Asien als Vaterland des Pumpkin (Cucurbita Pepo) und des Squasch (Cucurbita Melopepo) anzugeben."

„Von dem Studium der Geschichte der Pflanze wandte ich mich zunächst zum Studium der Species derselben und habe zu diesem Zweck jedes Jahr alle Arten derselben, die ich erhalten konnte cultivirt und untersucht und glaube behaupten zu können, daß alle Culturgewächse, die unter den Namen von Pumpkins und Squasches bekannt sind, aus Amerika stammen und daß sie unter drei verschiedenen Gruppen zu begreifen sind. Die erste Gruppe bilden die Sommersquasches, die harte Schalen haben, wenn sie reif sind, die zweite Gruppe bilden die Wintersquasches und Pumpkins, deren Fruchtstiel fünf dieser Furchen hat und die dritte bilden die Winter-Pumpkins und Squasches mit kurzen, cylinderischen, runzeligen (nicht gefurchten) Fruchtstielen. Diese letzte Gruppe war ursprünglich nur in den tropischen und subtropischen Gegenden zu Hause."

Diese Untersuchungen des Dr. Harris bestärken nur noch mehr unsere frühere Behauptung von der Tauglichkeit des Klimas und des Bodens von Texas für den Anbau der Cucurbitaceen und so zeigt es sich auch, daß die Kürbisse, Gurken und Melonen sammt den eßbaren Früchten der erfrischenden Granditas (Passiflora incarnata) auf das Beste hier gedeihen. Wassermelonen, welche vierzig Pfund und mehr wiegen, sind nichts Seltenes hier. In einem Garten in hiesiger Stadt hat ein Gärtner von einer einzelnen Pflanze des Cushaw (des sogenannten Potatoe Pompkins) 38 Kürbisse geerntet, von welchen jeder ohngefähr 20 Pfund wog. Vor mehreren Jahren erntete ein Farmer in der zu Neu-Braunfels gehörigen Canalstadt von einer einzigen Ranke, welche sich über die Aeste eines in dem Wasser liegenden Baumes gelagert hatte, 16 Stück Pumpkins, von welchen keiner unter 30 Pfund wog. Von dem ohngefähr 9 englische Meilen von hier entfernten Cibolo-Settlement wurde vor mehreren Jahren ein Riesenkürbis nach Braunfels gebracht. Er hatte die Gestalt einer platt gedrückten Kugel, war drei Fuß breit und einen und einen halben Fuß dick und wog über

100 Pfund. (In kleine Scheiben geschnittene Pumpkins zu trockenen und für den Winter aufzubewahren, wie man in den nördlichen Staaten zu thun pflegt, hat man hier in Texas nicht nöthig, weil man leicht die frischen Pumpkins in Menge in den Kornhäusern gegen die geringen hiesigen Fröste schützen und während des ganzen Winters aufbewahren kann).

Mannichfaltig ist der Nutzen und Gebrauch, den die Kürbisfamilie dem Südländer gewährt. Eine der nützlichsten Kürbisarten ist der oben genannte Cushaw, oder Potatoe Pumpkin. Er ist weniger süß als andere Kürbisarten, aber als Gemüse gekocht, oder in dem Brodtopf gebacken, eine beliebte Speise. Vor allen aber bieten die unzähligen Spielarten der Squasches einen vortrefflichen Stoff zu Gemüsen, die mit den gehörigen Zuthaten und Bereitungen beinahe die Güte von Blumenkohl erreichen.

Der kleine orangegelbe Smell apple, der in den nördlichen Staaten meist nur des Wohlgeruches wegen gezogen wird, hat sich hier mit der Muskmelone (Cucumis Melo) verbastardirt und eine sehr werthvolle Abart erzeugt, welche weit größer ist, als der gewöhnliche Smell apple, besser als andere Cucurbitaceen einen trockenen Sommer aushält und durch die Mischung der Säure des Smell apple mit der Süßigkeit der Muskmelone einen dem Apfel ähnlichen Geschmack erhalten hat, weßhalb der hiesige Smell apple Bastard sowohl roh, wie gedämpft oder gebacken eine äußerst angenehme Speise ist.

Die schöne große Passionsblume (Passiflora incarnata) kommt an manchen Stellen häufig wild in Texas vor (z. B. im Walde des Whiteoak Bayou bei Houston, im Gebüsch am San Pedro bei San Antonio, in Gebüschen an der Guadalupe unterhalb Neu-Braunfels). Sie ist leicht zu cultiviren, da sie eine ausdauernde Wurzel hat. Sie ist sehr anwendbar zu Lauben, da sie außer ihren schönen Blüten auch eine dichte Blätterwand liefert. Ihre Früchte können mit keiner deutschen Art verglichen werden. Am ähnlichsten sind sie noch im Geschmack den mexikanischen Limonen, welche angenehm säuerlich und erfrischend sind.

In des alten Rapp's Colonie in Pennsylvanien gewann man Oel aus Pumpkin-Kernen, wozu man aber freilich eines Ueberflusses an Arbeitskräften bedürfte, wie sie in Amerika nur dem Obscurantismus zu Gebote stehen. In der tierra caliente von Mexiko giebt es eine Art Kürbis, welche sehr große Kerne hat und die nur um dieser Kerne willen gezogen wird; doch der lebenslustige Mexikaner gebraucht diese Kerne (pepitas) nicht, um Oel daraus zu pressen. Diese Kerne werden geschält, zerstoßen und mit Wasser vermischt und ein Getränk daraus bereitet, das so lieblich schmeckt, wie Mandelmilch. Auf öffentlichen Fandangos, in und um Vera Cruz wird dieses Getränk gratis herumgereicht. Zweifelsohne könnte diese Kürbisart auch in Texas gezogen werden.

Noch manches andere könnte man aufzählen, was die Familie der Cucurbitaceen dem Südländer bietet: z. B. Stoff zu Zucker und Syrup vom Saft der Wassermelonen, Stoff zu Eingemachtem (preserves) von dem festen Fleisch der Wassermelonen und des Smell apple, Viehfutter für Pferde, Schweine und Rindvieh, Reiseflaschen, Milchgefäße, Schöpflöffel und Wassereimer liefern die verschieden gestalteten Spielarten der hartschaligen Lagenaria (gourds der Amerikaner). Eine sehr schöne Art von Sommerhüten für Frauenzimmer, die wie ein kunstvolles Geflechte aussieht, liefert das gebleichte Zellengewebe einer besonderen Kürbisart, welche die Amerikaner „dish rag gourd“ nennen. Noch manchen anderen Gebrauch der Cucurbitaceen, den grade die tägliche Nothdurft an die Hand giebt, könnten wir erwähnen. So wird die Schale von großen runden Flaschenkürbissen in Mexiko zum Entenfang gebraucht, indem der Entenfänger in eine solche Schale seinen Kopf steckt und seinen Leib im Wasser verborgen hält, kann er sich nahe zu den Enten heranschleichen, die er dann an den Beinen unter das Wasser zieht und in einen Sack steckt. — Zu Reiseflaschen um Spirituosen darin aufzubewahren, taugen die Flaschenkürbisse durchaus nicht in einem heißen Klima. Schon am zweiten Tage während einer Reise in Mexiko war sehr starker Alkohol, den ich in einer Kürbisflasche mit führte, so sehr verdunstet,

daß nur noch ein fade schmeckendes Wasser übrig war; aber eben diese Fähigkeit des Verdunstens macht diese Flaschenkürbisse besonders tauglich, Wasser frisch zu erhalten. — Ein anderer interessanter Gebrauch von Kürbisschalen überraschte mich, als ich einst in dem tropischen Mexiko in eine felsige Baranke hinabstieg. In den hohen Gipfeln der Königspalme lispelte der Seewind und im Grunde der Schlucht zitterten die feingefiederten Blätter des baumartigen Farrenkrautes über einem klaren Bach, in welchem drei geschwätzige Wäscherinnen standen, deren leichtes Costüm nur in einer halben Kürbisschale bestand, die ihr Haupt vor den senkrechten Strahlen der tropischen Sonne schützte — Sancta simplicitas! — Dieses Bild erinnerte mich lebhaft an die schönen Lichteffecte einer Landschaft des Claude Lorraine, wo unter einer schlanken hohen Baumgruppe eine Gesellschaft Badender eben aus den klaren Fluthen steigt.

Der kleine wilde texanische Kürbis (Cucurbita texana) ist vortrefflich um gegen Mäuse- und Insekten-Fraß Sämereien darin aufzubewahren. Den engen Hals desselben kann man leicht mit einem Kork verschließen und auf seine Außenseite kann man den Namen des Inhalts schreiben. Von den hier wildwachsenden Cucurbitaceen ist besonders die amerikanische Stachelgurke (Cucumis anguria) zu erwähnen, die in Ermangelung eines Besseren zu Salat und zu Salzgurken benutzt werden kann, nachdem man sie zuvor in etwas warmem Wasser gebrüht und mit einem groben Tuche die weichen Stacheln abgerieben hat.

Eine sehr nützliche und hier häufig cultivirte Art der Cucurbitaceen ist unstreitig die Gurke, welche in Texas reichliche Ernten liefert. In manchen günstigen Jahren bringen Farmer ganze Wagenladungen von Gurken in die hiesigen Städte und der Preis für dieselben ist oft nicht mehr wie 15 Cents für einen großen Eimer voll.

Bei der Zucht der kürbisartigen Gewächse hüte man sich aber vor Allem, daß man durch zu nahes Zusammenpflanzen verschiedener Arten keine schlechten Bastarde erzeuge, oder ganz und gar aus den guten Arten herauskomme. Ein kleines Beispiel der Art fand vor Jahren am Mill Creek, in Austin County,

ſtatt, wo die Waſſermelone ſich mit der äußerlich ganz ähnlichen Abart der dort ſogenannten Schweinemelone verbaſtardirt und ihren Wohlgeſchmack verloren hatte. Aehnliches geſchah vor etwa 30 Jahren hier, wo in einem Felde, wo alle Squaſches (der Arten Cucurbita ovifera und C. Melopepo) ſich mit der einheimiſchen wilden Art des texaniſchen Kürbiſſes verbaſtardirt hatten und gallenbitter wurden. Waſſermelonen und Gurken machen ſich gegenſeitig ſchlechter. In manchen Gegenden von Südfrankreich pflanzt man die Muskmelonen und Gurken auf dieſelben Beete und verſchlechtert dadurch beide Arten. In Oſtindien und auf dem Vorgebirge der Guten Hoffnung arten die Melonen ſo ſchnell aus, daß man faſt jedes Jahr neuen Samen kommen laſſen muß. Man ſchreibt das der ſüdlichen Lage dieſer Länder zu; doch wenn das der Fall wäre, ſo müßten, da dieſelben Urſachen dieſelben Wirkungen haben, auch in Surinam und auf den weſtindiſchen Inſeln die Melonen ausarten, welches aber keineswegs der Fall iſt. Ich glaube vielmehr, daß das ſchnelle Ausarten der Melonen in Oſtindien und am Cape durch die gewöhnlichen Urſachen, nämlich durch zu naheſtehende Arten dort wildwachſender Cucurbitaceen veranlaßt werde, indem die häufig ab- und zufliegenden Bienen an ihrem haarigen Körper den fremden Blütenſtaub in die Blüten der edlen Melonen tragen. Wenn man aber die Kreuzung der Abarten gehörig überwacht, ſo kann man fortwährend noch verſchiedene Spielarten erzielen. Auf einer Reiſe durch das nördliche Perſien hat Gmelin 15 verſchiedene Sorten von Melonen beſchrieben und abgebildet. Auch in Texas wäre es der Mühe werth, eine Monographie der Cucurbitaceen zuſammenzuſtellen, welches gewiß einmal der Fall ſein wird, ſobald wir uns einmal in Texas die Mühe nehmen werden, mit Kunſt werthvolle Spielarten zu erzeugen.

Doch zu was hilft all' dieſe Schönrednerei von Granaten, Melonen und Pumpkins, mag mancher der hieſigen Deutſchen denken: „Hätt' ich Kartoffeln und Rüben und Sauerkraut, die wären mir lieber!“

Dieſe Unzufriedenheit iſt eben ein Grundzug des menſchlichen Geiſtes. Im Norden träumen wir von dem Paradieſe des Südens:

„Kennst Du das Land, wo die Citrone blüht,
Im dunklen Laub die Goldorange glüht?“

Und sind wir in den Tropen, wo die Orange, die Ananas, die Banane und Sapote reift, dann wünschen wir uns die Aepfel und Birnen des Nordens. Es liegt eine große Lebensweisheit darin, jedesmal der Gegenwart ihren Reiz abzugewinnen.

„Willst Du immer weiter schweifen,
Sieh, das Gute liegt so nah!“

Doch auch diese Unzufriedenheit des Menschen, wo jeder Besitz sogleich nur wieder wie ein Mangel erscheint, hat ihr Gutes. Ohne diese Unzufriedenheit würden wir uns bescheiden und begnügen. Dieses Sich-Bescheiden und Begnügen mögen Tugenden fatalistischer und ascetischer Bekenner sein, aber Tugenden des strebenden Mannes und Republikaners sind sie nicht. Immer das Andere und Bessere wollen, sobald wir's erkannt haben und immer bereit und thätig sein das Bessere zu erkennen, dazu mögen uns die wechselnden Wünsche unserer persönlichen Interessen antreiben, bis wir es ausfinden, daß unser persönliches und Privat-Interesse allein uns nicht genügen und beglücken kann.

Wohl dem! der, wie in der Sage, der Paradiesvogel über die Wolken und Gewitter der niederen Regionen des täglichen Lebens und Strebens sich erheben und in der bis in die weitesten Fernen ungetrübten Aussicht den Blick weiden kann. Wohl dem! der nur im Interesse der gesammten Menschheit handelt und lebt, denn er nimmt schon Theil an dem ewigen Leben der Menschheit selbst und an der Hoffnung freudiger Erfüllung der immer höheren und edleren Zwecke und Aufgaben seines Geschlechtes.

Ueber Viehzucht und Ackerbau in Texas.

In Deutschland und in fast ganz Europa wird es als selbstverständlich angesehen, daß der Ackerbau ohne einen in Ställen gehaltenen Viehstand, der den nöthigen Dünger liefert, nicht erfolgreich betrieben werden kann. Hier in Amerika und namentlich in Texas verläßt man sich auf die Unerschöpflichkeit des jungfräulichen Bodens und überhebt sich der Mühe der Stallfütterung und des Düngens, während die zahlreichen Viehheerden der Farmer sich ihren Unterhalt auf dem vielen noch unbebauten Lande selbst suchen. Noch vor vierzig Jahren und auch noch späterhin wurde fast allgemein behauptet, daß das Ackerland der Vereinigten Staaten keines Düngers bedürfe. Die östlichen Staaten haben indeß jetzt schon die Erfahrung gemacht, daß viele ihrer Felder, die einst hundertfältige Ernte lieferten, jetzt kaum noch zwanzigfältige bringen, und daß manches urbare, jetzt ausgesogene Land des Bestellens gar nicht mehr werth ist und dem Waldwuchs, der mit magerem Boden zufriedenen und der sich selbst anpflanzenden Fichte (Old field Pine der Amerikaner, Pinus taeda L.) überlassen werden mußte.

Daß die Pflanzen nirgends anderswoher, als aus dem Boden und aus der Luft, in welcher sie wachsen, ihre Nahrung ziehen, das muß auch ohne chemische und physiologische Kenntnisse dem gewöhnlichsten Menschenverstande als selbstverständlich erscheinen. Die Nahrungsstoffe, welche die Pflanzen aus der Luft beziehen, werden ihnen immer wieder von Neuem durch dieses bewegliche Element zugeführt; anders verhält es sich mit den Nahrungsstoffen, welche die Pflanzen durch ihre Wurzeln aus dem Boden aufsaugen. Wenn diese Bestandtheile dem Boden durch fortwährende Ernten entzogen und nicht wieder zurückerstattet werden, so muß der Boden ärmer an denselben und die Ernten mit jedem Jahre kümmerlicher werden.

Ein sehr einfaches Experiment, um die Stoffe einer Pflanze, welche dieselbe aus der Luft erhalten hat, von den mineralischen auszuscheiden, welche sie aus dem Boden erhalten hat, ist es, die Pflanzen zu verbrennen, wo dann die mineralischen Theile als Asche zurückbleiben und deutlich zeigen, welche mineralischen Theile die betreffende Pflanze zu ihrer Ausbildung bedurft hatte. Während der 42 Jahre, in welchen ich hier die wilde Vegetation beobachtet habe, hat es mir geschienen, daß der Wechsel in derselben wohl nicht allein den im Freien fortwährend weidenden Rindvieh-, Pferde-, Schaf- und Schweineheerden zuzuschreiben ist, denn in eingefenzten Feldern, in welchen kein Vieh weidete, zeigte sich im Verlauf weniger Jahre oft ein totaler Wechsel in den vorherrschenden Unkräutern. Jahre lang hatte eine wilde Melde, dann die wilde gelbe Rübe (Daucus pusillus), dann das Stachelgras (Cenchrus echinatus), dann die Androcera lobata auf meinem eingefenzten Felde die Herrschaft. Jetzt bilden einige Grasarten, zerstreute Helianthus Centicularis und Croton ellyticum hauptsächlich den Bestand des Unkrautes in diesem Felde. Dieser sonderbare Wechsel der milden Vegetation, dieses massenweise Wandern der Pflanzen scheint mir daher zum Theil gewiß dieselben Ursachen zu haben, wie das Wandern der Thiere und die Völkerwanderungen der Menschen, nämlich das Verlassen einer Gegend, die nicht mehr fähig ist, ihre Bewohner zu ernähren. So verlassen nach einander fast alle Pflanzenfamilien eine unfruchtbare, ausgesogene Sandgegend, bis zuletzt nur noch die frugale Pinus taeda Besitz von dem Boden nimmt und mittels ihrer tief eindringenden Wurzeln das Kali näher an die Oberfläche bringt und den Boden wieder fruchtbar macht.

Wenn die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in derselben arithmetischen Progression, wie die steigenden zehnjährlichen Censuslisten nachweisen, auch in den nächsten 100 Jahren zunehmen sollte, wie in dem vergangenen Jahrhundert und wenn zu gleicher Zeit das Raubsystem des hiesigen Ackerbaues fortbesteht, so wird bei der nächsten Centennialfeier das ausgesogene Land kaum mehr fähig sein die Bewohner unserer entarteten Republik zu ernähren. Manche Statistiker sehen

diese verhängnißvolle Krisis schon nach den nächsten 50 Jahren eintreten. Als ein glänzendes Beispiel von sorgfältiger Bearbeitung und Düngung und jugendlich erhaltenen Tragkraft können die schon im Jahre 276 nach Christi Geburt von dem römischen Kaiser Probus am Rhein und in Ungarn gepflanzten Weinberge dienen, die jetzt, nach sechszehnhundert Jahren, noch eben so reiche Weinernten liefern wie damals zu des Tacitus Zeiten und die alten Germanen zu Einfällen in jene Länder reizten; aber mit welcher sorglichen Pflege sind auch diese Weinberge cultivirt worden? Alljährlich werden durch Schiffe auf dem Main und Rhein dem Rheingau Ladungen Dünger zugeführt, den die Winzer mit Erde vermischen und zu Composthaufen verwenden, die, nach sorgfältiger Zubereitung, auf dem Rücken von den Winzern auf die steilen Terassen und Abhänge der Weinberge getragen werden.

Die in den Vereinigten Staaten von dem Feldbau fast gänzlich unabhängige Viehzucht ist in ihren Folgen für Land und Volk eben so Verderben bringend, wie das hiesige Raubsystem des Ackerbaues. Die Ausfuhr von ungeheuren Heerden von Rindvieh und Pferden, die von ersteren aus dem westlichen Theile von Texas nach Kansas auf dem Landwege stattfand, betrug im Jahre 1867, 37400 Stück, war in jedem folgenden Jahre größer und erreichte 1873 die Höhe von 164,829 Stück. Außerdem wurden auch noch große Massen von Rindvieh auf dem Seewege ausgeführt. Auf jeden Fall wurden in letzter Zeit jährlich für mehr als für eine Million Dollar Werth Rindvieh allein ausgeführt, Pferde gar nicht gerechnet. Der Viehhandel von Texas war sonach für das Land eine reiche Quelle des Gewinnes. Das ist aber auch die schönste Seite dieser Industrie, während sie der Schattenseiten gar manche hat. Durch diese ausgedehnte Viehzucht wird nicht nur den Ackerbauern in Texas, sondern in den ganzen Vereinigten Staaten die Nothwendigkeit auferlegt, ihre Felder mit kostspieligen Fenzen zu umgeben, die in ihrem Gesammtwerthe mehr kosten, als alle werthvollen Gebäude der ganzen Union. Die Zerstörung der Wälder, Vergeudung des werthvollen Nutz- und Brennholzes und die Verminderung des für den Feldbau so nützlichen Regenfalles sind die unmittelbaren nachtheiligen

Folgen dieser Verschwendung. — Man könnte mir einwenden, daß wenigstens den Weideplätzen die Excremente der Thiere zu gute kommen. Dies mag wohl in einem geringen Maßstabe der Fall sein. Viel geht indeß von der düngenden Kraft dieser Excremente durch Verdunstung und Austrocknung verloren, und der Schaden, den die Jahr aus Jahr ein weidenden Thiere der Weide selbst verursachen, ist bei weitem größer, als der geringe Nutzen ihres Düngers. Sie zerstören zuvörderst alle einjährigen Futterpflanzen, weil sie deren Samen nicht zur Reife kommen lassen. Zum Glück haben viele Gräser eine ausdauernde Wurzel, aber wenn sie mit den übrigen Futterpflanzen fortwährend von den Heerden abgefressen werden, so gewinnen zuletzt die bitteren und ungenießbaren Unkräuter, große Euphorbien, Wermutharten, Sonnenblumen, Salbai, Spitzkletten u. s. w. so sehr die Oberhand, daß wenig Genießbares für die Hausthiere mehr übrig bleibt. Dies ist namentlich schon seit manchen Jahren der Fall mit vielen Prairien östlich vom Brazos. Vor dreißig Jahren waren die ausgedehnten Prairien, westlich und südlich von Neu-Braunfels, noch so dicht wie ein Getreidefeld von einer hohen nützlichen Grasart, dem zuckerhaltigen Bartgras (Andropogon furcatum) bestanden, welches jetzt dicht stehend auf eingefenzten Flächen gefunden und zu Heu benutzt wird. Ein anderer Nachtheil des übergroßen Viehstandes in Texas ist nicht nur, daß die Thiere nach allen Wasserläufen Pfade bilden, die dem Regen dann als Rinnsale dienen und zuletzt als Hohlwege und Schluchten, sich ausbilden, sondern auch, daß die Thiere ganz besonders die nach Bächen und Flüssen geneigten Abdachungen alles Grases entblößen und dadurch, sowie durch jene Hohlwege das Einsinken des Regens verhindern und indem sie zugleich den Ablauf des Wassers befördern, auf jeden Fall mit Ursache von den hohen Wasserständen der Flüsse und reißenden Fluthen waren, wie sie in früheren Jahren der westlichen Ansiedelungen nicht statt gefunden hatten.

Doch alle diese Nachtheile der vom Ackerbau unabhängigen, namentlich der westtexanischen Viehzucht, sind nur unbedeutende Kleinigkeiten, wenn man den Gegenstand von einem höheren

Standpunkte aus betrachtet, nämlich vom socialen und moralischen. Wir wollen hier die Mord- und Raubzüge der Indianer nicht erwähnen, die hauptsächlich den Heerden der Grenzbewohner gelten; denn wir können diese Wilden nicht von unserem socialen und moralischen Standpunkte aus für zurechnungsfähig halten. Ganz richtig entgegnete mir einst der angesehenste Häuptling der wilden Comanchen, den ich wegen des Stehlens der Indianer zur Rede stellte, daß wir das Stehlen und Rauben nicht nach unserer Ansicht beurtheilen müßten, denn sie wüßten es nicht anders, als daß man Eigenthum nur dadurch erwerben könne, daß man es andern Leuten wegnehme. — Die Indianer stellen sich demnach auf die Stufe unzurechnungsfähiger Raubthiere und sprechen ihr eigenes Todesurtheil aus. Nach ihrer Ansicht mögen sie ihre Raubzüge für Großthaten halten und sich selbst für Helden, wie Odysseus und Diomed, die die Pferde des Königs Rhesus stahlen, oder wie Herkules, der die Rinder des Geryon raubte; mit der Demoralisation, welche in Texas durch diese Viehwirthschaft und Hirtenleben hervorgebracht wird, dürfen wir sie nicht belasten. (Auf den Pußta's in Ungarn finden unter ähnlichen Verhältnissen fast die nämlichen Uebelstände statt.) Diese Demoralisation kommt fast ganz auf Rechnung der weißen Bevölkerung, außer dem kleinen Bruchtheil, für den die Neger verantwortlich sind, weil sie mit den gleichen Rechten, die ihnen mit den Weißen gegeben worden sind, nothwendig auch dieselben Pflichten haben müssen. Für die Raubzüge der mexikanischen Viehdiebe sind viel weniger diese zu beschuldigen, wie unsere ehrlose republikanische Regierung, die sich von dem ohnmächtigen Spanien und dem desorganisirten Mexiko ungestraft Fußtritte versetzen läßt. Mit Selbstironie wird daher auch Bruder Jonathan von den Amerikanern mit Zwiebelschwanz und rückwärts gestülptem Hute abgebildet, ganz so wie der Jude Schmuhl in dem Lustspiel „Unser Verkehr" dargestellt wird, wo sein Vater zu ihm sagt: „Schmuhlchen, laß dich stumpen, laß dich stoße, aber mach a Geschäftche!"

Welche Demoralisaton in Folge dieser verkehrten Viehzucht über Westtexas gekommen ist, davon zeugen die vielen Criminal-

fälle in jeder Sitzung unserer Distriktsgerichte. Die meisten Mordthaten und Lynchgerichte werden von und gegen Viehdiebe vollbracht. Schreckensherrschaften von Dieben und Mördern, oder von Bürgern, die sich gegen dieselben verbunden, terrorisiren ganze Counties. In Mason County war dies noch vor nicht gar langer Zeit der Fall, und der Brand des Courthauses von Blanco County war nur angestiftet, um die vielen Anklagen gegen Viehdiebe zu vernichten. Im Courthause von Hays County waren aus gleicher Ursache die Bücher des Gerichts auf einen Haufen geworfen und mit Kreosin beschüttet worden, um sie zu verbrennen.

Zur Vertheidigung dieser westtexanischen Viehzucht wird oft eingewendet, daß große Striche Landes sich nicht für den Ackerbau und nur für Viehzucht eigneten. Das mag wohl theilweise wahr sein, aber gewiß nur in beschränktem Sinne. Es lautet ohngefähr so wie der Einwurf, der früher gegen die Aufhebung der Sclaverei im Süden gemacht wurde, daß dann keine Baumwolle mehr gebaut werden könnte, welcher sich späterhin doch als unwahr herausgestellt hat. Auf jeden Fall ist noch ein sehr großer Theil des westlichen Texas für Feldbau, Weinbau und Bergbau kulturfähig und es bedarf nur der Einwanderung und des Kapitals, um die natürlichen Hülfsquellen auszubeuten; aber die großen Landspekulanten und unsere engherzigen und unpraktischen Legislaturen, die durch jene Spekulanten beeinflußt werden, sind der Hemmschuh unseres Fortschrittes. Sie schrecken die Einwanderung und das Kapital durch die für beide unvortheilhaften Gesetze zurück.

Es erscheint uns als eine gräuliche Barbarei, daß einst die mongolischen Großen, im Jahre 1223 unserer Zeitrechnung, auf ihrem Kirultai (Reichsversammlung, in welcher die öffentlichen Angelegenheiten besprochen wurden,) den Vorschlag machten, alle Einwohner des Landes Sina zu erschlagen und die Felder in Viehweiden zu verwandeln, weil sie auf diese Weise das Land am besten zu benutzen glaubten. — In seinen Folgen ist indeß das Gebaren unserer Regierung und großen Landbarone ganz ähnlich der Mongolenpolitik des 13. Jahrhunderts.

Ein Verbrechen der texanischen Regierung,

mit einem Anhang über die hiesigen Indianer.

(Historia testis temporum, lux veritatis.)

Die ungezähmte Begierde nach Besitz von Ländereien und durch Landspeculationen Reichthum zu erwerben ist in den Vereinigten Staaten und namentlich hier in Texas die Quelle von vieler Unredlichkeit, Betrug, Erbschleicherei, Dokumentenverfälschung, Meineid und anderer Verbrechen. — Beati possidentes! (Glücklich sind die, die ihr Schäfchen ins Trockene getrieben haben; die öffentliche Meinung fragt dann bald nicht mehr, durch welche Mittel dieß geschehen ist. Schon ganz von Anfang der Republick Texas waren die Verbrechen, um Landbesitz zu erwerben, gang und gäbe.

Als die Revolution ausgebrochen war, welche Texas von Mexiko trennte, war es von größter Wichtigkeit, mit den Indianern auf freundlichem Fuße zu stehen. Unter den Indianerstämmen, die aus den Vereinigten Staaten nach Texas eingewandert waren, befanden sich mehr wie tausend Krieger, und wenn sie ihre Waffen gegen die Texaner gewendet hätten, so würden sie unfehlbar den Kampf zu Gunsten der Mexikaner entschieden haben.

Die Counties von San Augustine und Nacogdoches sandten deßhalb eine Deputation an die Indianer, bei welcher sich Houston und Rusk befanden. Diese sagten den Indianern, daß alle Feldmesser der Amerikaner Befehl erhalten hätten, sich von ihren Ländereien fern zu halten und keine Marken auf denselben zu machen, und man beabsichtige nicht, daß irgend ein Weißer in ihrem Landbesitz sie stören solle.

Auf das Anrathen des texanischen Comites von San Felipe wurde von jedem anderen Comite ein Mann erwählt und die Erwählten bildeten ein „Central Concilium", einen Mittelpunkt der provisorischen Regierung. Dieß war im October 1835. Die Indianerangelegenheiten machten diesem Concilium viele Sorge. Die Stellung der Indianer war ungewiß und drohend. Vor 13 Jahren waren ihnen Hoffnungen und Versprechungen gemacht worden und seit jener Zeit waren sie im Besitz ihrer Ländereien und hatten auf denselben sich angebaut. Die Cherokies, eine kleine Tagereise nordwestlich von Nacogdoches, die Shonies zwischen den Cherokies und dem Neches Fluß und die Cooschatties an dem östlichen Ufer des Trinity. Wie wir oben gesagt haben, war von den östlichen Comiteen eine Deputation an sie geschickt worden, um mit ihnen sich zu besprechen. Der Wortführer der Indianer war ein freier Neger, Namens William Govens, der bei allen Gelegenheiten sich als ehrlich und den Texanern ergeben erwiesen hatte. Am 14. October 1835 schrieb Houston an diese Indianer, daß sie ihr Land oberhalb der Landstraße und zwischen dem Neches und der Angelina haben sollten, so, daß darin alle ihre Dörfer eingeschlossen wären. Am 26. October lud sie das Concilium ein nach San Felipe zu kommen, wo man ihre Angelegenheiten besorgen wolle. Diese Versprechen hielten die Indianer ab, feindlich gegen die Texaner aufzutreten.

Die Thatsachen sind folgende: Im Jahre 1822, lange vorher, ehe ein Colonist im östlichen Texas sich angesiedelt hatte, oder irgend ein Colonisationsvertrag zur Besiedelung jener Gegenden gemacht worden war, waren die Cherokies nach Texas eingewandert. Sie erbauten ein Dorf nördlich von der Stadt Nacogdoches, in einer damals unbewohnten Gegend. Am 8. November jenes Jahres trafen die Cherokies mit der damaligen Regierung die Uebereinkunft, daß einige Häuptlinge mit ihren Dolmetschern nach Mexiko gehen und mit Iturbide ein Uebereinkommen treffen sollten, wegen des Landes, auf dem ihre Ansiedelung sich befand. Während dieser Zeit wurde den Cherokies das friedliche Recht ihres Besitzes und ihrer Ernten garantirt, sowie das Privilegium von Eingebornen. Die Häuptlinge gingen

nach Mexiko und die kaiserliche Regierung stellte sie zufrieden. — Ob dies schriftlich, oder mündlich geschah, ändert nichts an der Sache.

Am 22. März 1832 erhielt der Colonel Piedras Befehl vom politischen Chef, die Familien der Cherokies in persönlichen Besitz des Landes zu setzen, welches sie inne hatten. In der Vollmacht, welche später dem David Burnet als Empressario gegeben wurde, waren die Ländereien ausgeschlossen, die bereits an die Indianer vergeben waren.

Dreizehn Jahre lang hatten die Indianer ihr Land in unbestrittenem Besitz gehabt. Sie waren keine Eindringlinge zum Nachtheile der Weißen, denn sie waren vor diesen im Lande. Die mexikanische Regierung hatte sie anerkannt als ein Ackerbau treibendes Volk mit mexikanischen Privilegien. Colonel Bean war ihr und anderer Indianerstämme gesetzlicher Agent. Niemals ist ein Zweifel gegen ihre Besitztitel erhoben worden. Jedermann hielt ihn für recht und gesetzlich. Um diesem Titel noch mehr Gewicht zu verleihen, gab die Consultation vom November 1835, zur Zeit als Texas schwach und seine Freiheit gefährdet war, wörtlich das folgende Versprechen: „Wir erklären feierlich, daß wir den friedlichen Genuß der Rechte auf Euer Land, wie auf unser Land, Euch garantiren. Wir erklären feierlich, daß alle Landbewilligungen, Vermessungen und Locirungen von Land, welche innerhalb der vorgenannten Grenzen der von den Indianern besiedelten Ländereien sind, gänzlich null und nichtig sind." Um dieses Versprechen noch bindender zu machen, beschloß die Consultation, daß jedes Mitglied derselben, als ein Unterpfand der Treue des texanischen Volkes, seinen Namen unterzeichnen sollte. Sie thaten dies und unter diesen Namen sind die von Wharton, Waller, Martin, Houston, Zavala, Patrick, Henry, Smith, Grimes, J. W. Robinson, Mitchell, Millard und anderer, damals ausgezeichneter Männer. Sie beabsichtigten gewiß nicht, die Indianer zu hintergehen und dadurch deren Neutralität zu erkaufen, bis der Krieg vorüber war. Der Einwurf, daß die Consultation keine Macht hatte, dieses Versprechen zu geben, ist albern und widersinnig.

Präsident Lamar brachte in seiner Botschaft am 21. Dezember 1838 diesen und noch andere nichtige Gründe gegen den Landbesitz dieser Indianer vor. Der Hauptgrund zur Vertreibung dieser Indianer war indeß kein anderer, als daß viele Amerikaner diese guten Ländereien selbst besitzen wollten. Die Texaner brachen zuerst den Vertrag von 1835. Die Tinte war kaum auf dem Papiere trocken, so sah man schon Leute in dem Indianergebiet, welche Land locirten und Feldmesser, welche dasselbe vermaßen, trotz des Decretes der Consultation vom 13. November 1835, welches verbot Ländereien zu lociren und zu vermessen, während so viele Bürger in der Armee dienten und von zu Hause abwesend waren.

Die Cherokies wurden beschuldigt, daß sie die Einwohner beraubt und gemordet hätten. Die Killough-Familie war grausamer Weise ermordet worden. Nur drei oder vier derselben entkamen und wurden von den Cherokies in die Ansiedelungen gebracht, wo, wie der damalige Kriegssekretair behauptete, durch die schlaue Darstellung dieser Cherokies das Verbrechen auf die Prairie-Indianer und verrätherische Mexikaner geschoben wurde. — Wenn man in dieser Angelegenheit nach bloßen Wahrscheinlichkeits-Gründen urtheilen will, wie der Kriegssekretair gethan hat, so verdient die Aussage der Indianer mehr Glauben, als die Ansicht des Kriegssekretairs, dem mehr an der Gunst der Land-Haifische, als der der Indianer gelegen sein mußte.

Eine andere willkommene Beschuldigung gegen die Cherokies war, daß man einen Brief von Manuel Flores an die Häuptlinge der Mush und Bowles aufgefangen habe. Wenn eine Correspondenz zwischen diesen Häuptlingen und der Regierung von Mexiko statt gefunden hat, so ist es auffallend, daß in dem vorgelegten Briefe Big Mush als der Befehlshaber, und Bowles als Lieutenant Colonel titulirt sind, woraus hervorgeht, daß der Schreiber sehr schlecht bekannt war mit diesen Häuptlingen.

Ein anderer, wo möglich noch seichterer Grund zur Vertreibung der civilisirten Indianer war, daß die Delawaren, Shawnies, Caddoes, Kickapus, Biloxies, Creeks, Ouchies, Mas-

kopies und einige Seminolen, die während des verflossenen Frühjahrs und Sommers viele Dörfer angelegt und viele große Felder mit Mais, Bohnen, Erbsen u. s. w. bepflanzt hatten, augenscheinlich sich auf ein Bündniß mit Mexiko und für einen Krieg mit Texas vorbereiteten.

Eine Commission wurde von der texanischen Regierung an die Cherokies gesendet, die, wo möglich, die Indianer zu einem freundlichen Abzuge bereden sollten, bei welchem man ihnen für ihre Improvments einen guten Preis bezahlen wollte. Ob auch für das Land etwas bezahlt werden sollte, wird nicht gesagt.

Die Indianer ließen sich auf keinen Vergleich ein. Col. Burleson wurde von Lamar beordert, 400 Mann zusammenzubringen; Col. Landrums Regiment von Ostteras wurde herbeigezogen, deßgleichen das Regiment von General Rusk von Nawgdoches. Die ganze Streitmacht stand unter dem Commando von Brigade-General Douglas. Die Indianer wurden aufgefordert ihre Gewehrschlösser auszuliefern und zu ihren Brüdern, nach Arkansas, auszuwandern. Am 15. Juli 1839 wurden die Unterhandlungen abgebrochen und am Abend dieses und am folgenden Tage die Cherokies mit Gewalt von ihren Ländereien vertrieben, mehrere Tage lang verfolgt und ihre Dörfer und Ernten abgebrannt. Der Verlust der Indianer an Todten und Verwundeten soll ohngefähr 100 betragen haben und der, der Texaner 5 Todte und 27 Verwundete.

Auf diese Weise wurde „die schwierige Frage" gelöst, wie man heilige Verträge brechen und die Cherokies aus ihrem rechtmäßigen Besitzthum vertreiben kann.

Nach ihrer Vertreibung sollen die Cherokies noch mehreremals mörderische Einfälle gemacht haben. Wer kann ihnen dieß verdenken? Amerikaner würden an ihrer Stelle dasselbe gethan haben, und wir wollen diese Beschuldigung nicht in Abrede stellen; aber wahr ist es auch, daß Cherokies, die Mangel an Allem litten, oft noch auf ihre Felder zurückkehrten, nur um noch nothdürftig einige Sämereien, namentlich von Melonen und Pumpkins einzusammeln und von den Amerikanern niedergeschossen wurden.

Diese nämlichen Cherokies, die wie wilde Thiere aus dem Staate vertrieben wurden, haben jetzt in dem Indianerterritorium ein liberales Freischulen-System errichtet, in welchem Hon. S. S. Stephens, ein Halbblut-Indianer, ein selbstgemachter Mann und ernstlicher Freund der Erziehung als Superintendent der öffentlichen Erziehung vorsteht. Sein Gehalt ist 700 Doll. Die Interessen des Schulfonds, welcher von dem Erlös der an die Vereinigten Staaten verkauften Ländereien gebildet wird, reichen völlig hin, die Freischulen zu unterhalten, in welchen im Jahre 1874 schon 2500 Kinder der Cherokies den nöthigen Unterricht genossen.

Unterdessen hat unsere texanische Legislatur unseren bedeutenden Schulfond an Eisenbahnspeculanten geliehen, die nicht einmal die Interessen zahlen und 1876 hat unsere Legislatur unser Freischulen-System durch den Einfluß der Reichen, die am liebsten nichts beitragen zur Erziehung der ärmeren Klassen, durch den Einfluß der Geistlichkeit, die die Anzucht ihrer Heerde nicht den Laien überlassen wollen, und durch den Einfluß der Privatschulen, die keine Concurrenz durch die Freischulen haben wollen, unser Freischulen-System verkrüppelt und so zu sagen vernichtet.

Sieht es nicht aus, wie die infamste Heuchelei, wenn man große Summen darauf verwendet, wie die Regierung der Vereinigten Staaten thut, um wilde nomadische Indianer, bei denen selbst noch Canibalismus vorkommt, zu civilisiren und an Ackerbau und feste Wohnsitze zu gewöhnen, während man civilisirte Indianer, die Ackerbau und Viehzucht treiben, von Florida nach Texas und von Texas nach Arkansas treibt? — Das erstere Verfahren ist aber im Interesse der Indianeragenten und Lieferanten, die die Regierung und die Indianer betrügen, und das zweite Verfahren ist im Interesse der Landspeculanten.

Diese wilden Indianer sind himmelweit verschieden von den civilisirten. Ich habe beide Arten dieser Indianer persönlich kennen gelernt. Die Comanches, Lipans, Kavankuas, Tonkawais gehören zu den ersteren, die Cherokies, Coschatties und Delawaren zu den letzteren.

Mit einem der angesehensten Häuptlinge der wilden Comanches, Santa Anna, habe ich öfters gesprochen. Das Medium unserer Unterhaltung war die spanische Sprache, da die Comanches selten das Englische verstehen. Santa Anna war ein großer, stark gebauter Mann, von gesunder Urtheilskraft. Ueber sein Verhältniß zur deutschen Colonie bei Friedrichsburg, wohin er mehreremale mit einer Anzahl Familien seines Stammes kam, Geschenke empfing und einen Vertrag mit den Deutschen abschloß, sagte er zu mir: „Mit der ganzen Welt kann man nicht Krieg führen, man muß immer mit einem Theile der Menschen auf friedlichem Fuße stehen. Mit den Mexikanern und den Blaujacken (V. St. Soldaten) wollen wir Krieg führen, aber mit Euch wollen wir in Frieden leben und wollen Euch Pferde, Maulthiere und Mexikanerinnen verkaufen".

Als einst Santa Anna in Friedrichsburg und das ganze Städtchen voll von Indianern und deren Frauen und Kindern war, fragte ich Santa Anna, ob es zu fürchten sei, daß uns die Indianer Etwas stehlen würden. Er sagte: „Die Krieger werden wohl nichts stehlen, aber vielleicht die Weiber; man müsse aber die Indianer nicht nach unseren Ansichten beurtheilen, denn sie hätten keine Vorstellung davon, daß man Eigenthum in anderer Weise erwerben könne, als daß man es Jemand wegnehme."

Mein zweijähriger Sohn Eugen war ein munteres Kind, das am liebsten nackt im Freien umherlief. Santa Anna hatte eine besondere Neigung zu dem Kinde gefaßt und bot mir zwei schöne Maulthiere und eine junge Mexikanerin für den Knaben an, der mir natürlich nicht feil war. — Für einen Feilkloben und einige Feilen erhandelte die Darmstädter Colonie ein noch sehr junges mexikanisches Mädchen, welches meiner Frau zur Aufsicht übergeben wurde. Es war uns noch mehreremale entlaufen, aber immer wieder eingefangen worden und von mir: „titschi teiwo"! unartiges Mädchen, gezankt worden. Herr Hermann Spieß ließ später das Kind hier in Neu-Braunfels erziehen und es ist nun schon an 30 Jahre seine angetraute Gattin und ist nach seinem Zeugniß ihm immer mit Liebe und kindlichem Zutrauen ergeben gewesen. Ihre Kinder glichen ächten indiani-

schen Papusen und die Köpfe derselben waren schon bei ihrer Geburt mit kohlschwarzen Haaren bedeckt.

Damals in Friederichsburg machte ich auch die Bekanntschaft eines ungefähr 18 Jahre alten Comanches. Dieser junge Mensch glaubte, daß die Weißen ein Werkzeug besäßen, vermittels welchem man alle verschlossenen Thüren leicht öffnen könne und wünschte sehr ein solches Werkzeug zu besitzen, denn auf seinem ersten Raubzug, den er als Knabe mit nach Mexiko gemacht habe, habe es ihn unsägliche Mühe gekostet mit einem schweren Stein eine verschlossene Thüre einzuschlagen; als dies ihm gelungen war, trat ihm im Innern der Hütte ein Mexikaner entgegen, über seinem linken Arm hatte er zu seinem Schutz eine Serape geschlagen und mit seinem Karabiner lag er im Anschlag, schoß und fehlte den Indianer, der ihn ermordete, an der Frau seine Lust büßte, ihr den Leib aufschnitt und ihr Kind ermordete —; und das Alles erzählte mir der junge Mann mit so freundlicher Naivität, wie ein Dandy eine Spritzfahrt berichten würde.

Dr. K. E. v. Bär bezweifelt (in seinen publicirten Reden) das Läuse-Essen der Indianer. Ich habe dieses Läuseessen nicht nur selbst zum öfteren mit angesehen, sondern, als ganz besondere Freundlichkeit wurde mir von einer alten Indianerfrau angeboten, die Läuse von dem Kragen des Mäntelchens eines kleinen Mädchens abzuessen.

Was den Kannibalismus der wilden Indianer betrifft ist derselbe gewiß sehr in Abnahme gekommen, und wird, wo er jetzt noch vorkommt von den Indianern verheimlicht. Vor Jahren sind in San Antonio von einem Raubzuge zurückkehrende Comanches gesehen worden, die abgeschnittene menschliche Arme an ihren Sätteln hängen hatten. Eine Bande Indianer, die einen deutschen Fuhrmann mit Namen Kunkel ermordet hatten, wurden von dem Ranger-Capitän Hipsmith verfolgt, in ihrem Lager an der Catfish Crossing des Llano überrascht und sämmtlich getödtet. In ihrem Lager fand man die Jacke und einen Arm von Kunkel. — Hier, oberhalb Neu-Braunfels, an dem Ufer der Guadelupe hatten die Tonkawäs ein Lager, welches viel von

den Neu-Braunfelsern besucht wurde. Eines Tages war ein großes Fest in diesem Lager. Die Tonkawäs hatten heimlich einen gefangenen Indianer geschlachtet und kochten sein Fleisch. Ich bat sie, sie möchten mich doch etwas von dem Fleische versuchen lassen. Sie gaben sich alle Mühe, mir auszureden, daß sie einen Menschen geschlachtet hätten. Sie sagten, es sei das Fleisch von einem Wako-Indianer, den die Amerikaner vor mehreren Jahren getödtet hätten (Esel carne de un Waco, que los Amerigauos mataron) es sei geräuchert und stinke sehr (mucho hede) und nur die schwangeren Weiber äßen davon, damit ihre Kinder den Haß gegen die Wako's erbten. — Die obscöne Schaustellung einzelner Körpertheile des geschlachteten Indianers zeigte aber deutlich, daß man es hier mit frischem und nicht geräuchertem Menschenfleisch zu thun hatte.

Daß ich mich bei Erwähnung der wilden Indianer etwas länger aufgehalten habe, ohne jedoch gar manches Unsägliche zu berühren, das mußte ich thun, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als schildere ich die Indianer nur von ihrer günstigsten Seite.

Gar manche treffende Bemerkung könnte ich erwähnen, die mir von diesen Naturkindern gemacht wurde. Als ich einst vorhatte mit einem armen Indianerstamme durch die Wildnisse von Texas zu wandern, so waren diese Menschen ganz gerne bereit, mir behülflich zu sein, machten aber die richtige Bemerkung, daß ich die vielen Papiere (zum Einlegen der Pflanzen) auf ihren Streifzügen nicht mitnehmen könnte.

Im Anfang unserer Neu-Braunfelser Ansiedelung, als die hiesige Gegend noch ziemlich weglos und unsicher war, trieb mich die Neugierde, die Gegend zu sehen, welche jenseits des mit fast undurchdringlichem Cedernwald bewachsenen felsigen Abhanges sich befindet, der Neu-Braunfels die Aussicht nach Norden verschließt. Mit Mühe erreichte ich die Anhöhe. Mein treues gelehriges Pferd hatte Erstaunliches geleistet. Vor mir lag eine weite Hochebene, die mit spärlichem Gras bewachsen war und die durch einzelne Waldgruppen das Ansehen eines großen und schönen Parks hatte in dessen Hintergrunde die Landschaft sich

mit einem Gebirgszuge abschloß. — Noch versunken in den Anblick der schönen Gegend, fand ich mich plötzlich in der Nähe von einer Bande von Indianern. Sie wunderten sich, daß ich mit meinem Pferde die Felsen heraufgeklettert war und sagten, ich hätte ein gutes Pferd; es fiel ihnen aber sogleich auf, daß die beiden Hahnen meines Doppelgewehres gespannt waren und fragten mich nach der Ursache davon. Ich antwortete ihne „Vorsicht ist gut" (cuidado es muy bueno!) Sie lächelt und sagten, ich hätte recht.

Bei einem kalten Nordwinde begegnete ich im Gebirg ein Indianer, der beinahe ganz nackt war und nur spärlich dur eine wollene Decke gegen die Kälte sich schützte. Ich frug ih ob er nicht friere. Er fragte mich, ob ich in meinem Gesichte friere. Ich sagte: Nein. Da antwortete er mir: „Ich bin ganz Gesicht."

Wenn die abenteuerlichen Berichte von Reisenden und Roman- und Novellenschreibern über die Indianer das Interesse der Leser erregen können, so darf ich vielleicht nicht befürchten, daß ich langweilig werde, wenn ich die einzelnen Stufen des urwüchsigen Entwicklungsganges darstelle, wie ein Indianer, ohne Kenntniß irgend einer Schriftsprache, für sein Volk eine solche erfunden hat, die bedeutende Vorzüge vor mancher anderen Schriftsprache besitzt.

Dieser Erfinder ist kein anderer, als der Cherokie Indianer Se-quo-Yah. Er war ein Halbblut Indianer. Nach dem Namen seines Vaters, eines Deutschen, wurde er später auch „Gist" genannt. Seinen Vater scheint er kaum gekannt zu haben, ebenso wenig kannte er die deutsche oder die englische Sprache.

Bei den Indianern herrschte die Ansicht, daß die geschriebene Sprache der weißen Leute eine geheimnißvolle Gabe des Großen Geistes sei. Se-quo-Yah behauptete, daß die Schrift eine bloße geistreiche Erfindung sei, die eben so gut von dem rothen Manne gemacht werden könne, wenn er es versuchte.

Se-quo-Yah mag wohl schon von Anfang gemerkt haben, daß die Cherokiesprache einige besondere Eigenthümlichkeiten habe, die sein Unternehmen erschwerten. Es ist beinahe unmöglich ein

dianisches Wort richtig mit englischen Sprachzeichen zu schreiben, das englische Alphabet dafür nicht ausreicht. Schon der ame der Cherokie Nation kann weder im Englischen noch im utschen richtig geschrieben werden. Ein „r“ kommt in der erokiesprache kaum vor. Die Cherokies selbst nennen sich Cha= laque, welches aber so ausgesprochen wird, daß es die Mitte zwischen diesem und Schalakke hält.

Sist's erster Versuch war natürlich, daß er Symbole für Worte zu finden versuchte, die er in Rinde schnitt, oder gewöhnlich zeichnete. Durch diese Symbole konnte er mit einer Person reden, die sich in einem anderen Zimmer befand. Natürlich vermehrten sich diese Symbole auf eine erschreckliche Weise.

Gewiß war dies ein unglücklicher Versuch, in einer Sprache, die wie die indianische so leicht aus Theilen von Wörtern zusammengesetzte Worte macht. Außerdem kann auch keine Sprache erfolgreich durch ein Wörterbuch gelehrt werden, wenn das Gedächtniß der Menschen nicht stärker wird, als es jetzt ist. — Drei Jahre eines hoffnungslosen Kampfes auf diese Weise eine Schriftsprache zu schaffen, ließen ihn die wahren Elemente der Sprache erkennen.

Ist es nicht eine bewundernswerthe Thatsache, daß ein Mann, der zu einer Race gehört, die wir Wilde nennen, in wenigen Jahren, ohne Bücher und ohne einen Lehrmeister das entwickelte, wozu die Phönizier, Egypter und Griechen ganze Zeitalter gebrauchten?

Se-quo-Yah entdeckte, daß die Sprache aus einigen musikalischen Lauten, die wir Vokale, und aus theilenden Lauten, die wir Consonanten nennen, besteht. In der Bestimmung der Vokale schwankte er während des Fortschrittes seiner Entdeckungen, entschied sich aber zuletzt für sechs: a, e, i, o, u und das gutturale a.

Diese Vokale hatten mit Ausnahme des gutturalen einen langen und einen kurzen Laut. — Er zog dann die Consonanten in Betracht und untersuchte die Anzahl der Verbindungen derselben, um alle Laute zu bilden für die Worte seiner Sprache. Er nahm zuerst 15 Consonanten an, entschied sich aber für 12, da g und k in seiner Sprache eigentlich nur ein Laut war, der mehr

wie k als g lautete und d wie t. Diese 12 Consonanten sind g, h, l, m, n, qu, t, dl oder tl, ts, u, y, z.

Man sieht, daß wenn man diese 12 Consonanten mit 6 Vocalen multiplicirt, man 72 verschiedene Verbindungen oder Sylben zusammensetzen kann. Wenn man dazu die Vocale addirt, die für sich ebenfalls Sylben bilden können, so erhält man 78 Sylben.

Sein Alphabet war indessen noch nicht vollständig, da der Zischlaut „s" bei vielen Lauten in der Cherokiesprache stattfindet. Wegen dieses Lautes hätte er sein Alphabet, welches eine Sylbenschrift ist, noch um viele Zeichen vermehren müssen. Er vermied diesen Uebelstand, daß er bei solchen Verbindungen für s das Zeichen (Ꭶ) gebrauchte. Um den veränderlichen Laut g, k auszudrücken, fügte er ein Symbol hinzu. Da die Sylbe na auch aspirirt werden kann, fügte er Symbole für nah und kna hinzu, und indem er auch Zeichen für die verschiedenen Laute von d und t erfand und für dla und tla, erhielt er eine Sylbenschrift die aus 85 Zeichen bestand.

Wissenschaftliche Männer wunderten sich darüber, daß eine so wortreiche Sprache nur aus 85 verchiedenen Sylben bestehe. Diese geringe Anzahl von verschiedenen Sylben kommt aber hauptsächlich daher, weil jede Cherokiesylbe mit einem Vokale, oder mit einem Nasenlaut endigt, und daß diese Sprache keine Doppelconsonanten hat, außer tl oder dl und ts und die Verbindungen mit dem Zischlaut s, für welche in dem Alphabet vorgesehen ist.

Um ein Beispiel dieser Symbolschrift zu geben, möge der Namen William H. Seward dienen, welcher unter der in der Cherokiesprache publicirten Emancipations-Proclamation stand, und folgendermaßen geschrieben war Ꭷ Ꮲ Ꮞ Ꮆ Ꮾ und die Sylben wi li se wa te (Wili Sewate) bezeichnete. Da in einem Sylbenalphabet kein Anfangsbuchstabe bezeichnet werden kann, so wußte der Cherokie-Uebersetzer wahrscheinlich gar nicht, was das H bedeutete und ließ es daher ganz weg.

Es war im Jahre 1821, daß der amerikanische Kadmus sein Alphabet vollendete. In demselben gebrauchte er viele Buchstaben des englischen Alphabets und Zahlzeichen. Während seiner

Untersuchungen war ihm ein englisches Buchstabierbuch in die Hände gekommen, aus dem er viele Zeichen entlehnte. Einige davon kehrte er um, andere veränderte er oder fügte Etwas hinzu. Er hatte aber keine Kenntniß davon, welche Laute sie im Englischen bezeichneten, welches klar aus dem Gebrauch hervorgeht, den er davon machte.

Sehr richtig war es, daß Se-quo-Yahs Tochter dessen erster Schüler in dieser Schrift war. Sehr schnell, wie alle anderen Cherokies, die es versuchten, lernte sie in dieser Schrift lesen und schreiben. — Als Se-quo-Yah seine Erfindung dem in der Nähe wohnenden Agenten, Colonel Lowry mittheilte, der ein unterrichteter Mann war, so wollte dieser es kaum glauben und vermuthete, daß das Ganze blos auf Gedächtniß beruhe und daß die Zeichen keine Beziehung zu den Lauten hätten. Wie alle Wohlthäter ihrer Race, wurde er von Leuten verlacht, die nicht fähig waren, ihn zu begreifen. Der schnelle Fortschritt dieser Schriftsprache unter seinem Volke lieferte indeß bald den Beweis von ihrer Vorzüglichkeit. Die außerordentliche Schnelligkeit mit welcher sie erlernt wurde, glich einem Wunder. Ein englischer Berichterstatter sagt: „Nach meiner Beobachtung dauert es ein bis zwei Jahre und manchmal noch längere Zeit, bis ein Kind englisch Lesen und Schreiben lernt, aber in der Cherokiesprache lernt ein Kind in wenigen Tagen Lesen und Schreiben. Sobald es das Cherokie-Alphabet inne hat, ist es über alle schwierigen Fragen der Orthographie hinaus, die im Englischen zu überwinden sind.

Georg Gist wurde von Seite seines Volkes alle verdiente Anerkennung und Ehre zu Theil. Kurze Zeit nach seiner Erfindung wurde durch schriftliche Mittheilungen mittels derselben eine Verbindung mit dem Theile der Cherokie Nation hergestellt, welche in ihrer neuen Heimat, in Arkansas wohnten. Eifrig für die Verbreitung seiner Erfindung war Gist mehrere Hundert Meilen gewandert, um ihnen seine Kunst zu lehren.

Im Jahre 1823 stimmte die Generalversammlung der Cherokie Nation für die Prägung einer großen Silbermedaille für Georg Gist, in Anerkennung seiner Entdeckung. Auf der einen Seite der Medaille waren zwei Pfeifen abgebildet, die

alten Symbole der indianischen Religion und Gesetze. Auf der anderen Seite war der Kopf eines Mannes abgebildet. Folgende Inschrift befand sich auf der Medaille:

„Dargebracht von dem General Concil der Cherokie Nation wegen der scharfsinnigen Erfindung des Cherokie Alphabets."

Die Missionäre machten sich seine Erfindung sogleich zu Nutz. Sein Alphabet wurde geordnet und mit englischen Erklärungen versehen. Rev. Worcester bemühte sich, die Grundlinien einer Grammatik festzustellen und Mr. Budinot und Andere stellten ein Wörterbuch auf. Außer der Bibel wurde eine Anzahl Bücher in dieser Sprache gedruckt, sowie von Zeit zu Zeit verschiedene Zeitungen, Kalender, Gesänge und Psalmen.

In seinen späteren Jahren, obwohl beinahe siebenzig Jahre alt, war seine Thatkraft noch nicht erlahmt. Da Sist sich nicht den von ihnen vorgeschriebenen Gebräuchen der christlichen Bekenntnisse fügen wollte, so behaupteten einige engherzige Geistliche, daß Sist ein Heide sei, und daß es ihnen leid thue, daß die Bibel in seine Sprache übersetzt worden sei. Sie fuhren fort ihn als einen unwissenden Wilden zu betrachten, während er über sich selbst, sowie über sie ein richtiges Urtheil hatte.

In seinen alten Tagen stellte er sich die Aufgabe ein Buch zu verfassen, in welchem er die Verwandtschaften und Verschiedenheiten der indianischen Sprachen aufstellen wollte. Bücher waren ihm keine zugänglich, aber unser braver indianischer Philosoph ließ sich durch keine Hindernisse abschrecken. Er verschaffte sich einige für den Indianerhandel brauchbare Waaren, lud sie, sowie seine Lebensmittel und Lagergeräthe auf einen Ochsenwagen, nahm einen Indianerknaben als Fuhrmann und Gesellschafter mit und reiste unter die wilden Indianer der Ebene und des Gebirges, auf einer philologischen Kreuzfahrt, wie noch niemals eine stattgefunden hat.

Eine der bemerkenswerthesten Erfahrungen, die er machte, war die freundliche Behandlung die er überall bei den Wilden fand, die ihm überall die Mittel verschafften seinen Forschungen innerhalb der Stämme nachzugehen. Daß diese Wilden mürrischer und schweigsamer gegen Weiße sind, darüber darf man sich nicht

wundern, wenn man erwägt, daß fast alle wissenschaftliche und religiöse Forschungen der Weißen mit einem Auge nach Landerwerb schielen. So machte Gist mehrere Reisen und auf seine längste begab er sich zuletzt. Es bestand nämlich in der Cherokie-Nation ein Gerücht, daß ein Theil der Nation irgendwo in Neu-Mexiko wohne und daß diese sich schon vor Ankunft der Weißen in Amerika abgesondert hätten. Se-quo-Yah wußte dies und hoffte auf seinen Streifzügen diesen Theil der Nation zu finden. Er hatte auf dem Kamme der Felsengebirge campirt, er war durch die Thäler von Neu-Mexiko gewandert, hatte in den Adobe Dörfern der Pueblos und unter dem braunen ungekämmten Volke sich herumgetrieben, die weder Spanier noch Indianer sind und ein Kauderwälsch reden, das weder spanisch noch indianisch ist.

Es war gegen Ende des Jahres 1842, als unser Wanderer fieberkrank und gebrochen mit seinem Ochsenkarren in der Nähe von San Fernandino in Nord-Mexiko hielt. Das Schicksal hat es gewollt, daß sein Werk mit ihm zu Grunde gehen sollte. Wenig von seinen Arbeiten wurde gerettet, aber nicht genug um irgend Jemand in den Stand zu setzen seine Ideen zu entwicklen. — Schlechte Pflege, Strapazen und Mangel an ärztlicher Hülfe trugen das ihrige zu seinem Ende bei, und der größte Mann seiner Race schläft nun nicht fern von Rio Grande.

Einst sprach man im Congreß zu Washington davon, seine körperlichen Reste zu holen und ein Monument über ihnen zu errichten, aber dies wurde aufs Ungewisse hinausgeschoben.

Die Legislatur der kleinen Cherokie Nation hat aber in ihren allgemeinen Bewilligungen eine Pension von 300 Dollar für seine Wittwe mit eingeschlossen und dies ist die einzige literarische Pension in den ganzen Vereinigten Staaten.

Meine Reise und Aufenthalt in Mexiko.

Schon seit Jahren und wieder in letzter Zeit oftmals aufgefordert, über meine Erlebnisse und Erfahrungen während einer Reise und anderthalbjährigen Aufenthaltes in Mexiko, in der Neu-Braunfelser Zeitung etwas zu berichten, ergreife ich mit Zögern und Widerstreben die Feder. — Zu dem Bewußtsein, daß ich fast nur innere und äußere Erlebnisse berichten kann, die mehr für mich, als vielleicht für Andere interessant sind, die mehr für wenige Gleichgesinnte, als für das praktische Leben Werth haben, gesellt sich auch der Widerwille gegen gewisse Tendenz-Novellen und texanische Reiseberichte, die durch ihre verkehrte Phantasie und unwahren Schilderungen auch den Berichterstatter von wirklich Erlebtem in den Verdacht eines Aufschneiders bringen können, wenn derselbe mitunter etwas Ungewöhnliches berichten sollte. —

Doch zur Sache:

In einem Walde in St. Clair County im Staate Illinois stand ein verlassenes Blockhaus, welches sich acht junge Männer, meist Neueingewanderte zum provisorischen Wohnsitz ausersehen hatten. Nicht weit davon entfernt war die gastliche Farm des Herrn Forstmeisters E., welcher erst vor Kurzem aus Rheinbaiern mit einer zahlreichen Familie eingewandert war. Bei ihr gingen die acht jungen Männer in die Kost. Ich bin überzeugt noch wird sich jeder der acht mit Vergnügen des Augenblicks erinnern, wenn der Ton des Ochsenhornes durch den Wald schallte und uns zum Mahle bei der freundlichen Familie rief, die, wie fast alle Familien, — nicht blos aus männlichen Mitgliedern bestand.

Große kunstgerechte Treibjagen, auf welchen wenig Wild geschossen wurde, ziemlich ergiebige Jagden auf Prairiehühner und von Zeit zu Zeit ein fröhliches Gelag, zu welchem die

x Engelmann.

Nachbarn eingeladen wurden, verkürzten uns auf eine angenehme Weise unsere Zeit.

So angenehm dieses zwecklose und unthätige Leben uns Allen eine Zeitlang war, so war doch das far niente und das aus der Tasche zehren nicht der Zweck, weßhalb wir nach Amerika gekommen waren. Der Wald und die Prairie hatten schon ihr blasses Herbstkleid angezogen und einzelne „Norther" mahnten an den kommenden Winter. Das Dach unseres alten Blockhauses war so lückenhaft, daß wir von unseren Betten aus astronomische Beobachtungen machen konnten und das große Kamin vermochte in dem letzten kalten Winter die Stube so wenig zu erwärmen, daß ein gewisser Doctor, welcher täglich Notizen niederschrieb, zwei Federn gebrauchen mußte, um eine nach der anderen abwechselnd zu erwärmen, damit ihm nicht während des Schreibens die Tinte gefror. Wer kann es uns da verdenken, daß bei solchen Aussichten auf einen nordamerikanischen Winter uns ein horror frigidus überkam und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Süden sich unserer bemächtigte.

Noch einmal wurde ein großer Commers gehalten, zu dem zu jener Zeit (1834) der Stoff noch eine Tagreise weit, von St. Louis, hergeholt werden mußte. Aus den ausgehängten Thüren unseres großen Blockhauses wurde eine lange Tafel gebildet und am Abend stand der Hofraum so voll gesattelter Pferde unserer Gäste, als wäre eine Escadron Cavallerie eingerückt und unsere lange Tafel war rings mit heiteren Zechern besetzt.

Wenige Tage nachher fuhren sechs von der Gesellschaft, die die Vorläufer einer südlichen Auswanderung sein sollten, auf einem Dampfboote den Mississippi hinunter.

Ursprünglich hatten wir vor, eine Wanderung zu Fuß durch Texas und Mexiko zu machen.

In Neu-Orleans erfreute uns der Anblick der vielen frischen Orangenbäume in den Gärten, hochstämmiger Bananen im Hofe des Waisenhauses und die große und einzige Palme, die in Neu-Orleans sich befindet (in der Dauphinestraße). Was uns nicht erfreute, waren die Muskiten und Wanzen, die uns noch tüchtig im October in Neu-Orleans plagten.

Damals in Neu-Orleans begegnete uns zum erstenmale ein Abenteurer, der nachher mehreremals in Texas und später in den mexikanischen Revolutionen wieder auftauchte. Ein feinwollender Baron von Seefeld. Dieser Mann war von großer imponirender Gestalt und bedeutender Stärke. Er ernährte sich damals in Neu-Orleans mit Fechtunterricht, Unterricht auf der Guitarre und mit Portraitmalen.

Wir sprachen mit Seefeld über unser Vorhaben nach Texas zu gehen. Er mahnte uns davon ab und rieth uns, so lange zu warten, bis Texas zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika kommen würde, was so lange nicht mehr dauern könne. Er glaubte, wir würden besser thun, wenn mir zu dem Freicorps gingen, welches er im Auftrage Bustamentes anwerbe. Trotz unseres abenteuerlichen Vorhabens und wahrscheinlich auch abenteuerlichen Aussehens hatten wir zu Seefelds Anerbieten so wenig Lust, wie zu einem anderen Anerbieten, welches uns damals gemacht wurde, nämlich die verborgenen Schätze des Seeräubers Lafitte aufsuchen zu helfen. Wenn bei dem ersten Anerbieten revolutionäre Freibeuterei durchleuchtete, oder wenn es gar dabei auf einen persönlichen Betrug gegen uns abgesehen war, so konnte man dem letzteren Anerbieten seine seeräuberischen Absichten nur zu deutlich ansehen Ein alter gutmüthiger Matrose, der zufällig meine Unterhaltung mit dem Schatzgräber, die in einer spanischen Austernkneipe geführt wurde, mit angehört hatte, nahm mich später auf die Seite und sagte mir, daß es höchst wahrscheinlich sei, daß man schon mehr Mannschaft angeworben und daß ein Schoner ausgerüstet werde, angeblich, um die Schätze Lafittes zu suchen, oder um als Kaper gegen die Mexikaner zu dienen, die bald mit Texas in Krieg gerathen würden. Zuletzt aber, wenn wir auf See seien, würden wir vielleicht ausfinden, daß Seeräuberei die einzige Absicht der Expedition sei und daß es für uns dann unmöglich wäre, von der Bande wieder los zu kommen.

Als wir von Illinois abreisten, war unser Reiseplan, wohlbewaffnet und mit einem Packmaulthiere versehen, zu Fuß durch Texas und das nördliche Mexiko nach der Stadt Mexiko zu reisen, wohin uns Empfehlungsbriefe aufgegeben waren. Den Plan

durch Texas zu reisen, gaben wir bald auf, da schon bei unserer Ankunft in Neu-Orleans unsere Reisegesellschaft um die Hälfte ihrer Anzahl sich verminderte, indem drei unserer Gefährten wieder nach Missouri und Illinois zurückkehrten, die Reise durch Texas uns als unmöglich dargestellt wurde und da wir weder eine Karte von Texas noch irgend eine Abhandlung oder Nachricht über dieses Land in den Buchhandlungen in Neu-Orleans fanden. Ueberdies wurde uns noch erzählt, daß vor Kurzem eine Gesellschaft von Polen es versucht habe, durch Texas zu Land nach Mexiko zu reisen und daß alle von den Indianern getödtet worden, außer Einem, der in erbärmlichem Zustande nach Neu-Orleans zurückgekehrt sei.

Wir müssen gestehen, daß bei unserer Ungeduld, über Texas etwas Sicheres zu erfahren, die mageren und völlig verkehrten Berichte, die damals in Neu-Orleans uns zu Theil wurden, uns sehr ärgerten. Doch was konnte man damals in Neu-Orleans über Texas zu hören verlangen, da ja noch volle zehn Jahre später, als schon regelmäßige Postverbindung zwischen hier und dort bestand, eine Unkenntniß unter dem Volke in Neu-Orleans über texanische Zustände herrschte, die wahrhaft in Erstaunen setzen muß. Und dies ist in den entfernten von hier gelegenen Staaten noch bis auf den heutigen Tag der Fall.

Da mir und meinen zwei Reisegefährten namentlich Mexiko mit seinen tropischen Gegenden äußerst interessant war, so beschlossen wir von Neu-Orleans aus nach Mexiko überzusetzen und dann von Mexiko aus zu versuchen, die Reise durch Texas zu machen. Bald fanden wir auch einen kleinen Schoner, welcher im Begriff war nach Veracruz überzufahren. Die Ladung des Schoners bestand in amerikanischen Stühlen und in Stockfisch. Für Doll. 60 die Person nahmen wir eine sogenannte Kajütenpassage auf diesem kleinen Fahrzeug. Doch, um im Staat Mexiko eingelassen zu werden, mußte man derzeit einen Paß vom mexikanischen Consul in Neu-Orleans haben, dessen Posten damals, wegen dieser Accidenz, eine nicht unbedeutende Einnahme gehabt haben muß, denn ein solcher Paß kostete für jede Person 3 Dollar.

Als wir uns an Bord des kleinen Schiffes einfanden, erstaunten wir nicht wenig, außer uns drei Reisenden noch vier andere vorzufinden. Von einem Aufenthalt in der Kajüte konnte für uns Passagiere keine Rede sein, denn diese war kaum groß genug für den Kapitain. Ein halbes Dutzend miserabler Cojen im Zwischendeck zwischen Stühlen und Stockfischen war unser Loos. Unsere Reisegesellschaft, nicht die der Stühle und Stockfische, sondern die eines alten spanischen Colonels, der bei der mexikanischen Unabhängigkeitserklärung aus diesem Lande hatte auswandern müssen und ein lebhaft bramarbasirender Gascogner, der eine Plantage in Mexiko besaß, war ganz angenehm, wenn man die Gesellschaft von zwei jungen französischen Laffen abrechnete, die aufs Geradewohl nach Mexiko steuerten, um ihr Glück dort zu machen. Außerdem war unser Capitain einer von der widerwärtigsten Sorte ungebildeter Yankees, der selbst von seinem angemaßten Handwerk, der Nautik, wenig zu verstehen schien.

Nach einer ausschweifenden Nacht, bei welcher es wohl toll hergegangen sein mag, kann der Capitain am Morgen der Abfahrt, noch halb berauscht und mit verbrannten Händen (mit welchen er in ein Kamin gefallen war) auf sein Schiff. Schon ehe wir aus dem Mississippi herauskamen, hatten wir mehrere Unfälle zu erleiden. Erst stießen wir an ein anderes Schiff an, dann rannten wir auf eine Untiefe mit dem Vordertheil unseres Schiffes auf. Dies hatte zur Folge, daß man die ganze Ladung des Vordertheiles auf das Hintertheil packte, um wieder los zu kommen, und während dieser für die Passagiere so unbequemen Operationen benutzte einer unserer Matrosen die gute Gelegenheit, aus dem nahe am Lande liegenden Schiffe zu entfliehen um von dem Allen unangenehmen Capitain los zu kommen.

Die Ueberfahrt über den Golf, die zu vier Tage veranschlagt war, dauerte in Folge des schlechten Wetters und der Unwissenheit des Capitains elf Tage. Wie unzureichend seine Kenntnisse waren, konnte man schon daraus ersehen, daß er gar keine Beobachtungen machte und daß er nicht einmal die in seiner Cajüte befindlichen Bücher zu gebrauchen wußte. Von Meiers Mondstafeln wußte er nichts und als ich mit ihm über

seine amerikanische Ausgabe von logarithmischen Tafeln sprach, in deren Vorrede noch nicht einmal Vega erwähnt war, schob er mir diese verächtlich auf die Seite und schlug mit großer Selbstzufriedenheit ein Buch auf, in welchem die Ansichten der Küsten des Golfs abgebildet waren und sagte: „that is my bible".

Schon an dem ersten Tage unserer Golffahrt hatte eine Sturmwelle unseren ganzen Vorrath an lebendigem Geflügel von dem Deck hinweggewaschen. Die Folge davon war, daß wir von da an nur sehr schlechte Kost erhielten. Wir hätten uns gewiß darüber nicht beschwert, wenn nicht der spanische Colonel (ein Greis, dem bessere Kost gehörte) und der Gascogner die Bemerkung gemacht hätten, daß der Capitain für sich besser speiste als wir. Diese beiden beschwerten sich deßhalb arg bei dem Capitain, worauf dieser in größtem Zorne in seine Cajüte lief und schimpfend zurückkehrte, indem er in jeder Hand einen Säbel schwang. Diese chinesische Bramarbasade erregte allgemeines Gelächter und namentlich den Spott des Gascogners. Voller Wuth schrie ihm der Yankee zu: „Your tongue is to long! Worauf ihm der Gascogner erwiederte: „In Veracruz wird deine Zunge zu kurz werden."

Nachdem wir in den schlechten Hafen von Veracruz eingelaufen waren und unser Schiff an einem der großen kupfernen Ringe befestigt hatten, die zu diesem Zweck sich an den Mauern eines Vorwerkes des Forts von San Juan de Ulloa befinden, bestiegen wir Passagiere sogleich ein Boot, welches uns, mit Zurücklassung unserer Bagage, von dem uns unangenehmen Schiff ans Land brachte. In diesem Augenblicke wendete ich mein Gesicht nach Westen über das neue Land hin. Hier, unter 19 Grad Breite schien es noch voller Sommer zu sein und doch bemerkte ich am fernen Horizont einen ungeheuren mit Schnee bedeckten Berg (den 17,372 Fuß hohen Orizaba). Ich theilte dies einem meiner Reisegefährten mit, der indeß so sehr von der Unmöglichkeit dieser Erscheinung überzeugt zu sein glaubte, daß er gar nicht hinsah und sagte, daß ich ihn auf eine so dumme Weise nicht anführen könne.

Nur unsere Gewehre hatte ich und meine zwei Reisegefährten mitgenommen. Diese mußten wir indeß sogleich am Lande an die Douane abgeben, weil wir keinen Waffenpaß hatten. — Das einzige Wirthshaus, in welchem damals Europäer einkehrten, die noch kein Spanisch sprachen, hielt ein Franzose, der nicht weit vom Hafen wohnte Bei diesem kehrten auch wir ein. Veracruz war damals ein theures Pflaster. Für ganz frugale Beköstigung bezahlten wir pr. Tag Doll. 2. Für 3 Flaschen Porter, von welchen nur eine trinkbar war, Doll. 3. Ein jedes Stück zu waschen 25 Cents. Havanna-Cigarren waren zwar verboten einzuführen und dennoch konnte man dieselben in allen Tabaksläden kaufen zu 25 Cents das Stück. Wie sehr das Rauchen Nationaleigenthümlichkeit der Mexikaner ist, kann man daran sehen, daß an vielen Kaufläden den ganzen Tag brennende Lunten hängen, zur Bequemlichkeit der vorübergehenden Tabacksraucher, daß es ganz gewöhnlich ist, daß man, im Fall man eine Cigarre auf der Straße anzünden will, den ersten besten Vorübergehenden um seine brennende Cigarre bittet, die einem sogleich graziös überreicht wird, worauf der Empfänger gewöhnlich mit einem Rücken des Hutes dankt. Außerdem liefert auch die große Masse des unter schwerer Steuer von Spanien eingeführten Papieres noch einen Beweis für das allgemeine Tabaksrauchen der ganzen Nation, denn dieses Papier wird nicht zum Schreiben und drucken, sondern zu Cigaritos gebraucht, die von Männern, Frauen und Kindern geraucht werden.

Mittlerweile, daß wir in den alterthümlichen Straßen von Veracruz, deren Häuser sämmtlich aus massiven zweistöckigen Steingebäuden mit Plattdächern bestehen, unsere erste Neugierde befriedigt hatten, war von unseren Reisegefährten, dem Colonel und dem Gascogner, beim Alcalde eine Klage gegen unseren Schiffscapitain eingeleitet worden. In der Gerichtsstube fand sich dann unsere ganze Schiffsgesellschaft noch einmal zusammen. Die Klage wurde vorgebracht, der Colonel und der Gascogner hielten jeder eine lange lebhafte spanische Rede, in der sie unsere Leiden und den Uebermuth dieses Yankee gegen die Passagiere schilderten. Diesmal traten diese beiden Männer dem

Schiffscapitain unter sehr überraschender Gestalt entgegen. Der Colonel in seiner Colonelsuniform, deren Achselspangen mit Diamanten besetzt waren und der Gascogner in mexikanischer Capitainsuniform. Der Yankee war diesmal sehr kleinlaut geworden und der Gascogner bemerkte ihm: „Ist meine Zunge jetzt noch länger geworden?“ Wegen schlechter Behandlung und schlechter Bewirthung wurde der Capitain verurtheilt, uns die Hälfte unseres Passagegeldes zurückzuzahlen, welches auch sofort durch das Haus geschah, für welches der Schoner geladen hatte und zwar ohne alle Formalitäten, ohne Anweisung, ohne Beihülfe von Constable und Sheriff, sondern einzig und allein auf unsere Anmeldung bei dem betreffenden Kaufmannshause.

Wohin wir von Veracruz aus reisen wollten, hatten wir noch nicht bestimmt. Wir hatten Empfehlungsbriefe nach der Stadt Mexiko. Wenn wir sogleich unsere Reise dorthin angetreten hätten, was eines Theils eine sehr theure und damals ziemlich gefährliche Reise war, dann hätten wir von dem schönsten Landstrich, der Tierra templada, nur im Fluge Etwas zu sehen bekommen. Glücklicher Weise hatten wir auch Empfehlungsbriefe an die deutsche Colonie, die ungefähr drei Tagreisen weit von Veracruz, in dem schönsten Theile der Tierra templada, in der Nähe von Cordova liegt. Um auf dem einfachsten Wege in diese Colonie zu gelangen, die abseits von der großen Straße nach der Stadt Mexiko liegt, wurde uns von einem Veracruzaner Kaufmannshause angerathen mit einer Maulthierkaravane von Veracruz so weit zu reisen, bis wo der Weg nach der deutschen Colonie von der Hauptstraße abführt, und von da uns durch einen Führer bis in die Colonie bringen zu lassen.

Mittlerweile, bis eine solche Karavane von Veracruz abging, hatten wir noch ein paar Tage Zeit, uns in der Stadt umzusehen.

Alle Häuser, die niedrigen Stadtmauern und der Hafendamm, welcher letzterer im Verfall ist und 2,000,000 Doll. gekostet haben soll, sind von Korallenfelsen erbaut. Die Straßen sind breit und reinlich, als Eckpfeiler an den Straßenecken und um öffentliche Brunen sind eiserne Kanonen in die Erde gepflanzt,

an welchen die Seeluft und das heiße Klima schon so zerstörende Wirkungen gezeigt haben, daß faustgroße Rostlöcher sich an den Seiten derselben befinden. Von der bekannten Kleiderpracht der reichen Mexikaner bekamen wir während der wenigen Tage unseres Aufenthaltes in Veracruz wenig zu sehen. Frauenzimmer aus den wohlhabenden Ständen erscheinen fast gar nicht auf den Straßen; nur einigemale sahen wir wohlhabende Mexikaner, die vom Lande in die Stadt geritten kamen. Ihre Pferde hatten kostbares mit Silber beschlagenes und Gold gesticktes Geschirr und der Reiter hatte um seinen breitrandigen spitzköpfigen Hut fingerdicke goldene Schnüre, um die Schultern die kostbare Capa geschlagen, meist ein brauner oder schwarzer Tuch- oder Sammetmantel, der mit Seide gefüttert ist. Dazu hellblaue, sehr weite Reithosen, die an den Seiten dicht mit silbernen Knöpfen (Medio, Realen oder bei Reichen mit Doublonen) besetzt sind. Unter diesen Reithosen werden weite weißleinene Unterhosen getragen, die aber ebenfalls dadurch zur Schau gestellt sind, daß die weiten Oberhosen jedesmal bis ans Knie aufgeknöpft sind. Die Fußbekleidung besteht in feinen Halbstiefelchen, die meist eine andere Farben als schwarz haben und denen die großen Sporen nicht fehlen dürfen.

Auffallend ist in den Straßen der Stadt die Zahmheit der Aasgeier. Es ist die kleinere schwarze Art. Diese Vögel scheinen es zu wissen, daß sie durch das mexikanische Gesetze geschützt werden, denn sie gehen den Menschen in Veracruz nur zögernd aus dem Wege.

Während ich allein am Strande vor der Stadt mir die von der See ausgeworfenen Muscheln und Fucusarten betrachtete, die großen Schaaren von Wasservögel, namentlich Pelikanen und rothen Löffelreihern, die längs der Küste hin- und herziehen und den Seeigel zum erstenmale lebendig in seinem Elemente sah hatten meine beiden Reisegefährten zufällig ein kleines Abenteuer bestanden, das sehr schlecht für sie hätte ablaufen können. Beide trugen Schnurrbärte, was in Mexiko nur bei Soldaten üblich ist. Als sie an den Eingang eines Forts bei der Stadt kamen, gingen sie getrost in dasselbe und die davorstehende Schildwache, die

sie für Officiere hielt, ließ sie nicht nur frei hindurch, sondern präsentirte auch vor ihnen. Als sie nun im Fort sich ganz ungenirt umsahen, trat auf einmal ein Mann zu ihnen und sagte: „Es ist ein Glück für Sie, daß sie Deutsche sind und daß ich Sie getroffen habe, denn es steht Todesstrafe darauf, in dieses Fort ohne Erlaubniß einzutreten. Wären Sie Yankees, so hätten Sie wenigstens ein paar Jahre Festungsarrest auszuhalten. Kommen Sie schnell mit mir aus dem Fort, ich bin selbst ein Deutscher, mein Name ist Holzinger und ich bin Colonel bei der Artillerie." Dieß war die Weise, wie wir zuerst mit Holzinger bekannt wurden, der, wie die Leser der Zeitung noch erinnern werden in dem texanischen Kriege von 1836 erwähnt wurde und der sich im letzten mexikanischen Kriege in Veracruz, so tapfer bei seiner Kanone hielt, daß er sich dadurch selbst die Anerkennung der Amerikaner erwarb. Dieser Holzinger, seines Handwerks ein Zimmermann aus Mainz, war in Mexiko dadurch zu militärischen Ehren gelangt, daß er in einer der früheren mexikanischen Revolutionen einen Engpaß auf eine sehr tapfere Weise mit einigen Kanonen vertheidigt hatte; auch war ihm deßhalb ein Grant an dem Flusse Guasacualco, südlich von Veracruz, vom Staate geschenkt worden.

Noch mehreremale besuchte uns Holzinger in unserem Wirthshause und suchte uns gelegentlich zu bereden, auf seinem Grant uns anzusiedeln. Er erzählte uns viel von der dortigen reichen Wasserjagd und von den kostbaren Hölzern, die man nur zu schlagen brauche, um sie zu Markte zu bringen. Indeß konnte das schöne Mahagony, Ebenholz, Cedern, Campecheholz, Guaiacholz sammt Holzinger uns nicht bewegen einen Ansiedlungs-Versuch an der Küste unter 17 Grad nördl. Breite zu machen. (Wenn Holzinger jetzt noch lebt und im Besitze seines Grants ist, so könnte er wohl vielleicht bald eine Ansiedelung auf demselben zuwege bringen, da man von Nordamerika aus auf die Straße über den Guasacualco oder Coatzacoalcos und Chimalaya aufmerksam geworden, da man auf derselben $4^1/_2$ Tagereisen weniger gebrauchen würden, als über Panama, um von Neu-York nach Californien zu gelangen. Schon dem hellsehen-

den Cortes leuchtete diese Handelsstraße nach dem Austral Ocean und Ostindien ein und schon 1521 untersuchte Gonzalo de Sandoval deßhalb diesen eben erst eroberten Theil des Festlandes. Im Jahre 1771 entdeckte man in Veracruz Kanonen, welche in Manilla gegossen waren. Deßhalb angestellte Untersuchungen ergaben, daß diese Geschütze zur See nach Tehuantepec gekommen, dann den Fluß Chimalpa hinaufgebracht, darauf 6 Leguas zu Lande fortgeschafft, auf dem Rio Alcaman oder Malpaso wieder eingeschifft und diesen Fluß hinab zum Guasacualco, endlich diesen hinab zur See nach Veracruz gelangt waren. Diese Entdeckung bewog den damaligen Vicekönig von Mexiko die Aufmerksamkeit des spanischen Cabinets abermals auf die Wichtigkeit der Landenge von Tehuantepec zu lenken. Auch noch 1824 wurden von dem republikanischen Congreß Vorschläge zur Verbindung beider Meere gemacht. Alles scheiterte jedoch an der Rivalität des mächtigen Veracruz.)

Da wir nur wenige Tage uns in Veracruz aufhielten und da wir noch nicht spanisch sprechen konnten, hatten wir wenig Gelegenheit uns mit dem einheimischen Volke bekannt zu machen, und da die von Kopf bis zu Fuß weißleinenen Commis, die uns zwar freundlich auf ihrem deutschen Kaffehaus und Billardsalon einführten, uns nicht sehr amüsiren konnten, so blieb uns drei Reisenden nichts Interessanteres übrig, als daß jeder für sich die Stadt durchstrich und daß wir dann am Abend uns unsere Erlebnisse mittheilten. Freilich war das auch nicht viel, aber da uns in dem neuen Lande auch jede kleine Erfahrung interessant war, so verging uns die Zeit doch recht angenehm. Da sah man einen Maulthiertreiber, der auf seinem Thiere ein Paar Säcke Holzkohlen geladen hatte und erfährt bei dieser Gelegenheit, daß Veracruz ganz holzarm ist, und daß daselbst die Köchinnen so verwöhnt sind, daß sie nur bei Kohlenfeuer kochen wollen. — Die Fischer bilden in Veracruz eine Gilde und gehen regelmäßig, wenn es das Wetter erlaubt auf die See zum Fischfang. Der einträglichste Fang ist der von einer Art Kablian (Robalo blanco) welcher gesalzen und getrocknet wird. Die schönsten Fische, welche die Fischer einbrachten, und die jederzeit frisch

in den Wirthshäusern zu haben waren, schien mir eine Art Rothfische (Salm) zu sein, die oft so groß waren, daß zwei Männer an einem Fische zu tragen hatten. — Das Militär in Veracruz besteht zum großen Theil aus Sträflingen, denn aus dem oberen Lande der tierra fria in die Garnison von Veracruz oder San Juan de Ulloa geschickt zu werden, gilt fast gleich Todesstrafe. Auffallend bei diesem ganz europäisch gekleideten Militär war uns, daß die Soldaten unter ihren Tschakos Tücher um den Kopf gebunden hatten und daß die Tschakos in einem blendend weißen Ueberzug von Leinwand steckten, beides, um die Wirkungen der tropischen Sonne vom Kopfe abzuhalten. Auffallend war bei diesem Militär ferner das wirklich musikalische Talent der Tamboure, die auf ihren Trommeln auf eine überraschende Weise die verschiedenen Melodien ihrer Nationalgesänge darzustellen wußten; aber fast kindisch erschien uns das fortwährende Sich zurufen und Antworten der Postenlinie an der Stadtmauer während der Nacht, um sich wach zu erhalten. — Auf einem freien Platze war an einem großen öffentlichen Gebäude eine goldene Inschrift, in welcher die Constitution von 1824 erwähnt war. Die hatte damals freilich keine Geltung mehr. So schön auch diese Constitution der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgebildet war, so war ihr in ihrem dritten Artikel doch schon von vorne herein ihr Todesurtheil ausgesprochen, in welchem die römisch-katholisch-apostolische Religion als alleinige Staatsreligion erklärt und jeder andere Cultus verboten war. Nicht weit von diesem Gebäude war eine enge dunkele Gasse, deren Namen ganz ihrem alterthümlichen Aussehen entsprach, denn sie hieß „Calle de la Inquisicion.“

Endlich erschien uns der gewünschte Tag der Abreise. Eine Karavane von ein paar Hundert Maulthieren war in Veracruz angekommen, deren Bestimmung war, eine Ladung Quecksilber, welches sich in dicken eisernen Cylindern befand, nach den Bergwerkdistricten zu bringen. Vor unserer Abreise verschaffte uns Holzinger unsere Gewehre wieder und ließ uns auch auf den Pässen die Erlaubniß ausfertigen, Waffen zu unserer Vertheidigung zu tragen („portar armas para sua defensa.“) Eine andere

Gefälligkeit, die uns von einem Commis angeboten wurde, uns nämlich unser Geld aufzuheben, damit wir nicht vielleicht auf der keineswegs sicheren Reise beraubt würden, schlugen wir in Gnaden ab, denn, sagten wir, was kann uns unser in Veracruz aufgehobenes Geld nützen, wenn wir umgekommen sind? und so lange wir am Leben sind, kann es uns so leicht Niemand nehmen. Der Herr Commis dachte wohl bedeutende Grünhörner vor sich zu haben. Wenn wir das Geld in Veracruz wollten aufgehoben haben, so hätten wir ganz einfach bei einem namhaften Hause einen Creditbrief oder Wechsel genommen.

An einem schönen Herbstmorgen verließen wir mit der erwähnten Maulthierkaravane Veracruz. Es war ein langer Zug, indem fast immer nur 2 oder 3 Maulthiere neben einander gingen. Voraus, hinten und an den Seiten waren Arrieros, die durch Pfeifen und Rufen die Thiere antrieben und abhielten seitwärts zu laufen. Die Arrieros selbst waren für uns noch ein neuer Anblick in ihren kurzen Lederjacken, ihren äußerst weiten ledernen Ueberhosen. Wer von ihnen ein Gewehr oder einen Säbel bei sich führte, hatte die Waffe so am Sattel befestigt, daß er sie zugleich unter seinem Schenkel hatte, mit dem er sie festhielt. Alte schlechte Musketen wurden in ledernen Futteralen nachgeführt, als seien sie kostbare Waffenstücke. Vor Allem gaben diesen Rei-tern ihre Lanzen ein alterthümliches ritterliches Ansehen. Der Schaft ihrer Lanzen war von einer Art Bambusrohr, nicht sehr lang, aber desto länger war die Spitze, die regelmäßig aus einer schmalen zweischneidigen Degenklinge bestand.

Als wir die niedrige Stadtmauer von Veracruz hinter uns hatten, an welcher von der Landseite her sich an manchen Stellen schon so viel Flugsand angehäuft hatte, daß man von außen her bequem über dieselben hätte kommen können, führte unser Weg zuerst längs der Seeküste und dann nach Westen, landeinwärts. Ich und meine beiden Reisegefährten gingen zu Fuß hinter der Karavane her. Eine gute Strecke führt der Weg durch eine öde, sandige Gegend, die von aller Vegetation entblößt war und in welcher wir außer unserer Karavane kein anderes lebendes Wesen sahen, nicht einmal eine Fliege. Die ganze Natur schien hier

todt und im Stillstand zu sein, denn selbst bei dem Todten fand nicht einmal eine Veränderung statt, die man Verwesung nennt. Todte Maulthiere die am Wege lagen, waren zu förmlichen Mumien vertrocknet.

Als aber der Weg allmählig anstieg, wurden Cactus und Mimosengebüsche sichtbar, später Palmen (die hohe Cojole real), der auffallende Melonenbaum (Carica papaya) an 20 Fuß hoch, ohne Aeste, mit einer Blätterkrone langgestielter, schirmförmiger ausgezackter Blätter, unter welchen rings um den Stamm melonenartige Früchte hängen.

Bekanntlich wird das tropische Mexiko in drei verschiedene Zonen abgetheilt, die je nach ihrer Erhöhung über der Meeresfläche ein verschiedenes Klima haben. Die niedrigste und wärmste Zone geht bis zu 3000 Fuß über der Meeresfläche und heißt tierra caldente. Die gemäßigte Zone geht von 3000 bis 5000 Fuß über der Meeresfläche und heißt tierra templada. Das über 5000 Fuß hoch liegende Land heißt tierra fria.

Auf unserem Wege durch die tierra caliente trafen wir zu jener Zeit auf kein landwirthschaftliches größeres Gut (hacienda). Ein großes steinernes Gebäude, welches am Verfallen war und innerhalb welchem meine Gefährten eine ungeheuer große Eidechsenart sahen, hielten wir für eine Klosterruine. Nachher erfuhren wir, daß dieses Gebäude die Rudera von einem mißglückten Unternehmen eines reichen Mexikaners waren, welcher versucht hatte, an dieser Stelle Kaffee im Großen zu bauen, wo derselbe allerdings vortrefflich gedeiht und nicht so viel Transport kostet als von der tierra templada nach der Küste. Das ungesunde Klima der tierra caliente war indeß Schuld, daß dieser Kaffeebauer keine Arbeiter bekommen konnte. Dieses Klima der tierra caliente soll nämlich für Mexikaner aus dem oberen Lande eben so ungesund sein, wie für neuangekommene Europäer; selbst die Pferde von oben, los arribenios, können das untere Klima nicht vertragen. Alle Taglöhner kommen aus dem oberen Lande. In der tierra caliente, wo man an manchen Orten des Jahres 4 — 5 Ernten machen kann, wo so Vieles ohne alle Mühe gedeiht und wo der Mensch so wenig Speise, Kleidung und Woh-

nung bedarf, da wird meist wenig von dem Landvolk gearbeitet. Am thätigsten sind da noch die guten Hausfrauen, denen das Tortillasreiben, namentlich für 5 bis 6 Personen einen großen Theil des Tages hinwegnimmt (Die Tortillas sind nämlich das gewöhnliche Brod der Mexikaner. Im Wasser aufgequollene Maiskörner werden auf einem platten Stein zu feinem Brei zerrieben, welcher dann auf einer thönernen Platte über Kohlenfeuer zu dünnen Pfannenkuchen ähnlichen Scheiben gebacken wird). Außerdem spinnen und weben auch diese Frauen noch ohne Spinnrad und ohne Webstuhl. Gleich nach unserem Eintritt in den mit Vegetation bewachsenen Theil der tierra caliente hatten wir schlagende Beweise von der Einfachheit des Lebens in diesem Eden der neuen Welt. Das erste lebendige größere Wesen, das uns da begegnete, war ein junger Mann von etwa 20 Jahren, total nackt, der aus einem Waldweg auf uns zukam und einen Bündel Reiser auf dem Kopf trug. Er schien allerdings sich einigermaßen zu geniren, daß wir ihn so unverhofft in seinem häuslichen Neglige überrascht hatten. Später sahen wir einmal, wie man in der tierra caliente größere Stücke Holz für die Küche herbeibringt. Man sucht nämlich ein passendes Stück, allenfalls einen mäßigen Stamm eines umgefallenen Baumes, an welchem wenig Aeste sind. Um dieses Stück Holz wird dann ein wehuco (eine zähe Liane) befestigt und diese ganz einfach an den Sattel, oder auch nur an dem Schweif des Pferdes angebunden und damit nach Hause geritten. Aber auch hier wird an dieses Küchenholz noch keine Axt gelegt. Man schiebt es mit einem Ende in die Hütte und macht sein Kochfeuer an diesem Ende an. Wie der Stamm dann kürzer brennt, wird er von außen nachgeschoben. Wasser holt man auf eine bequemere Weise, daß man an jede Seite von dem Sattel des Pferdes eine „cantara“ hängt und damit so tief ins Wasser reitet bis die Gefäße sich von selbst füllen. Fenzen um Felder macht man, indem man in einer Entfernung von etwa zehn Fuß Pfähle in die Erde schlägt und an diese Querstangen mit wehuco bindet, welche letztere man in jedem dichten Walde von jeder beliebigen Dicke und Länge und so biegsam und zäh wie Stricke findet. Zu Gar-

tenfenzen benutzt man eine Cactusart, die dem hexagonus ähnlich ist und in graden stacheligen Stangen 8 bis 10 Fuß hoch wächst. Diese Fenzen sind sehr regelmäßig und zierlich. Nicht alle Stangen sind gerade von derselben Länge, stehen aber in einer Linie. Sehr passend nennt daher das Volk diese Cactusart „Organa“. Orgelpfeifen. Ihre Hütten decken da die armen Leute am einfachsten mit den gefiederten Blättern der Palmen, deren 20 Fuß lange Mittelrippe der Länge nach gespalten wird. Jede halbe Mittelrippe mit den daran hängenden Fiederblättern gibt dann eine Lage für das Dach, die mit wehuco an die Dachlatten gebunden wird. Eben so einfach ist das ganze Gerüst der Hütte aus zusammengebundenen Stangen gebildet. Statt der Wände dienen Reihen aufrechtstehender Maisstengel, die ebenfalls mit wehuco angebunden sind. Tische und Stühle sind nicht im Gebrauch bei dieser Klasse, eben so wenig wie Teller, Löffel und Gabeln.

Ein kleines Feld mit Mais, ein kleiner platanar (Banane, Musa paradisiaca) der einmal gepflanzt fast keine Arbeit mehr kostet und zeitlebens aushält, das ganze Jahr hindurch Früchte bringt und wo jede Pflanze im Jahr 100 Pfund Nahrungsstoff liefert, etwas Chilicolorado (Cayennepfeffer) und wenn es hoch kömmt, etwas braune Buschbohnen, frigoles, und etwas Tabak, das ist so ziemlich alles, was eine Familie dieser frugalen Menschen zum Lebensunterhalte bedarf. Weßhalb da noch arbeiten? Wenn man Geld hat, kann man sich freilich das große Vergnügen machen Hazard zu spielen und kann sich allerlei schöne Sachen kaufen. Wenn man aber erst hart für diese Vergnügen arbeiten soll, dann sind sie doch zu theuer erkauft. So ohngefähr denkt der arme Ureinwohner von Mexiko, und es ist nicht zu leugnen, daß gerade das, was der civilisirte Mensch als eine Art von torpider Indolenz ansehen muß, wenn es bei sonst redlichen, wohlwollenden und zufriedenen Menschen stattfindet, wie ich sie unter den mexikanischen Indianern mitunter habe kennen lernen, diese Menschen nur um so liebenswürdiger erscheinen läßt; namentlich in einer so reichen Natur, wo die Armuth niemals zu darben hat und die Pflicht für seine Familie den Menschen nicht zur Arbeit zwingt.

Unsere Maulthierkaravane reiste den ganzen Tag hindurch, ohne anzuhalten. Die Straße, die wir zogen, war die Hauptstraße von Veracruz nach der Stadt Mexiko; sie war derzeit so unbelebt, daß wir kaum des Tages ein paar Menschen begegneten. Von Thieren sahen wir da auch nichts Besonderes. Der hier in Texas so häufige Blackbird, ebenso der rothschulterige Blackbird, der Cardinal, der kleine grüne Colibri, der kleine Habicht, die sämmtlich hier in Texas häufig sind, waren auch dort häufig. Auffallend war eine kleine Taubenart (columba passerina), die sehr häufig am Wege war. Von den vielen schönen Vögeln, die in dem tropischen Mexiko leben, bekamen wir erst später viele zu sehen. Die Ursache warum wir in den ersten Tagen so wenig Thiere sahen, lag darin, daß in jenen Gegenden in der warmen Tageszeit und namentlich in den Mittagstunden die ganze Thierwelt sich in die dichtesten Schatten der Wälder geflüchtet hat. In der ganzen Natur herrscht dann eine Ruhe und eine feierliche Stille, in welcher man nur das Lispeln des Windes in den hohen Baumgipfeln hört, (wie dies Theokrit in seinen Idyllen so einfach und schön beschrieben hat). Wenn wir nun aber auch von der Thierwelt wenig auf unserer kurzen Reise sahen, außer ein paar Vögeln und hier und da ein schüchternes Rabbit (canecho, Kaninchen) oder einen der langohrigen mula rabbits (liebre der Mexikaner), so entfaltete sich die Pflanzenwelt der Tropen desto herrlicher vor unseren Blicken. Die auffallendsten Formen waren die früher schon erwähnte cojole real (Königspalme), die über 100 Fuß hoch wird und mit ihrer Krone von langen zierlich gefiederten Blättern sich in scharfen Umrissen auf dem dunkelblauen Himmel abzeichnet, die dickstämmigen Yuccas und an schattigen Bachufern, die über das Dickicht hoch emporragende Cecropia peltata mit schlankem gegliedertem Stamm und einer Krone von langgestielten runden schirmförmigen Blättern, und vor Allem das Riesenfarrenkraut, welches ebenfalls einen hohen schlanken Stamm treibt, auf dessen Gipfel die langen Farrenkrautblätter ein zitterndes Laubdach bilden. Bekanntlich kommen die Wurzelkeime der jungen Farrenkräuter in einer flachen Scheibe, ähnlich dem Ammonshorn oder der Planorbis an

Gestalt aus dem Boden. So kommen auch die weißlich grünen Keime des Riesenfarrenkrautes aus dem Boden, nur mit dem Unterschied, daß sie so groß wie Pflugräder sind. Unter den aus Gärten und Treibhäusern uns bekannten Gewächsen sahen wir Zinnia, Dahlia und in schönster Pracht Datura arborea (den baumartigen Stechapfel); mit seinen sechs Zoll großen herabhängenden weißen Blütenkelchen verbreitete derselbe einen so starken Wohlgeruch, daß derselbe fast betäubend wirkte, wenn man sich längere Zeit in der Nähe der Pflanze aufhielt.

Rechts, am Horizont von unserem Wege, begleitete uns die wechselnde Ansicht des zackigen Felsenkammes des cofre de perote, dessen Gipfel an die Alpenhörner erinnern. An wenigen Rohrhütten und an ein paar Dörfchen kamen wir vorbei. Alles was ich da im Vorbeiziehen von Lebensmitteln kaufen konnte, bestand in ein paar weißen Zwiebeln und in einer Stange Zuckerrohr, welche indeß über zwei Zoll dick war und 18 bis 20 süße Glieder hatte.

Am Abend kamen wir ziemlich hungrig auf unserem Lagerplatze an. Ich und einer der Mitreisenden hatten viele kleine Tauben geschossen, die wir nun rupften und ausweideten, während die Maulthiere abgepackt wurden. Wir übernachteten in der Nähe eines kleinen Dorfes, dessen Namen ich vergessen habe. Alle Tragsättel der Maulthiere wurden nun in einer langen Reihe nebeneinander auf die Erde gestellt, während man die Maulthiere frei laufen ließ. Ein Feuer war bald angemacht und ein Junge von etwa 14 Jahren machte den Koch. Das Essen der Arrieros bestand in ausgetrocknetem Fleische, welches in lange Riemen geschnitten war (dasago) und aus abgequellten Saubohnen (avas). Dazu wurde eine Sauce von zerriebenem spanischen Pfeffer (chili) gegessen. Da uns als Gästen die Arrieros eine besondere Ehre anthun wollten, so mußte der Koch die für uns bestimmten großen Bohnen erst schälen, welches aber leider auf eine so unappetitliche landesübliche Weise geschah, daß wir lieber von den ungeschälten aßen. Zum Schälen der Bohnen nämlich nahm der Junge dieselben in den Mund, biß die Schalen herunter und spuckte die Bohnen in den für sie be-

stimmten Kochtopf. Beim Essen hielt ich die schöne rothe Pfeffersauce für irgend ein Compot einer angenehm schmeckenden Frucht und fuhr deßhalb tüchtig mit einem gebratenen Stück Fleisch hinein, so daß die Mexikaner sich ihres gewöhnlichen Ausrufs der Verwunderung („caramba!“) nicht enthalten konnten. Freilich merkte ich nur zu bald mein Mißverständniß. — In meinen Mantel gewickelt, das Gewehr neben mir, legte ich mich ziemlich früh unter einen dichtbelaubten Baum zur Ruhe. Das dichte Laub des Baumes schützte mich aber nicht, wie ich beabsichtigt hatte, gegen den starken Nachtthau. Der Baum war eine Mimosenart, die in der Nacht ihre gefiederten Blätter so dicht zusammen legte, daß ich alle Sterne hindurch sehen konnte und ich am Morgen tüchtig angefeuchtet war.

Während am andern Morgen das Frühstück bereitet wurde, waren mehrere der Maulthiertreiber ausgeritten und trieben die Thiere in das Lager zurück. Eine große Anzahl derselben war übrigens so widerspenstig, daß sie mit dem Lazo eingefangen werden mußten, was indeß unseren gewandten Burschen ein Leichtes war. — Voran ging es nun wieder, aber für den Fußgänger war stellenweise der Weg herzlich schlecht. An Wegstrecken, die bei feuchtem Wetter von solchen Maulthierconductas zurückgelegt werden, wird das Terrain völlig holperig, oder vielmehr wellenförmig ausgekerbt, da jedes folgende Maulthier in die Fußtapfen des vor ihm hergehenden tritt. Es war derzeit trockenes Wetter, aber die unangenehme Unebenheit des Weges, wo er durch tiefere Stellen führte, war geblieben. Gewöhnlich erhob sich die Straße aber bald wieder auf harte ebene Stellen. Das erste bemerkenswerthe Oertchen, durch welches wir kamen, war das 12 Leguas (ohngefähr 12 Wegstunden) N. N. W. von Vera Cruz gelegene Dorf Paso de Ovegas. Fast alle Wohnungen daselbst sind auf die früher von uns beschriebene Art erbaut, nur daß die Wände der Hütten manchmal aus aufrechten hölzernen Stangen, öfter aber noch aus cane bestehen (Miegia macrocarpa, welche auch in Texas vorkommt). Paso de Ovegas liegt an einem kleinen Flüßchen, über welches eine aus spanischer Zeit stammende schöne steinerne Brücke führt. Ohngefähr

zwei Stunden des Weges weiter trafen wir auf einem ansehnlichen Ort, auf Puente Nacional, welches auf beiden Ufern des Rio de Antigua liegt. Der Ort ist wegen seiner romantischen Lage mit Recht berühmt. Eine prächtige massive Brücke von mehreren Bogen, in großartigem Styl alter Römerbauten aufgeführt, überspannt den Fluß, der über ungeheure Felsblöcke und zwischen steilen Felswänden wild dahin braust. Die Ufer sind entzückend schön und herrlich, das saftige Grün und die reiche Blumenpracht der aus den Spalten und Ritzen üppig emporstrebenden tropischen Gewächse, Convolvolen, Bauhinien, Banisterien 2c. Die ganze Atmosphäre ist da mit würzigem Pflanzenduft, namentlich Vanilla oder ganz ähnlich riechenden Blüten geschwängert. — Puenta heißt Brücke und diese Puenta Nacional war von jeher ein wichtiger militärischer Punkt, der auch in dem letzten mexikanischen Kriege eine Rolle spielte. Unser nächstes Nachtlager war wieder bei einem kleinen Dorfe. Hier ging der Weg von der Hauptstraße nach der deutschen Ansiedlung ab und hier waren wir durch einen Brief an einen Mexikaner empfohlen, bei welchem wir übernachteten und der uns am anderen Morgen einen Führer nach der deutschen Colonie mit gab. Sowohl beim Nachtessen, wie zum Frühstück wurde uns mit gut zubereitetem dasago, gebratenen Hühnern und der Nationalkost von frigoles (braunen Bohnen) aufgewartet. Die frigoles werden überhaupt am besten im Staate Veracruz zubereitet, wozu unter anderen Kunstgriffen der Kochkunst, der dazu beiträgt, daß man nicht das reichliche Fett in die Bohnen schüttet, sondern die gekochten Bohnen in das glühend heiße Fett, wodurch sich beide viel besser mit einander verbinden und durchdringen. Kaffe und Chocolade werden aber in ihrer Heimath weit dünner gebraut, als wir Deutsche gewohnt sind sie zu trinken.

Am nächsten Morgen brachen wir drei Wanderer, wie gewöhnlich, zu Fuße auf, während unser Führer beritten war. Das Land wurde immer ansteigender, bis wir auf eine weite öde Hochebene kamen, auf welcher selten Bäume, kein Wasser und keine Menschenwohnung mehr zu sehen war. Manchmal begegneten wir kleinen Baumgruppen, die ein sonderbares

Ansehen hatten. Reben und Lianen waren oft rings vom Boden bis in die Gipfel der Bäume gespannt, wie die Taue an dem Mast eines Schiffes, während in dem Schutz dieser Bäume gerade Cactussäulen bis in deren Kronen hineingewachsen waren, (wahrscheinlich weil sie da der Wind nicht umwerfen konnte.) Eine der sonderbarsten Erscheinungen auf diesen öden steinigen Savannen waren unabsehbare gerade Linien von mäßig großen Steinen, allenfalls 10 bis 20 Pfund schwer, die nach verschiedenen Richtungen so regelmäßig gelegt waren, als sollten sie den Grundriß einer großen Stadt bedeuten. Was es mit diesen von Menschenhänden gelegten Steinen für eine Bewandniß hat, konnte ich nicht erfahren. Auf jeden Fall sind diese Steinlinien älter als die Eroberung durch Cortez und stammen von den indianischen Ureinwohnern. Sollten es vielleicht astronomische Figuren sein? — Endlich, am Abend eines mühevollen Marsches kamen wir an einer einzeln stehenden Hütte an, in der wir freundlich aufgenommen wurden und übernachteten. Zu essen war indeß fast nichts vorhanden. — Am anderen Morgen traten wir ziemlich flau wieder unseren Marsch an; der Führer zu Pferde voraus. Gegen die Mittagszeit hielten wir eine kleine Rast, während unser Führer sein Pferd mit etwas Mais fütterte, den er auf ein Tuch schüttete, welches er zu diesem Zwecke auf die Erde gelegt hatte. Wir aber und unser Führer hatten weder etwas zu essen noch etwas zu trinken bei uns. Als wir dann in der Mittagssonne mit vertrocknetem Gaumen weiter zogen, probirten wir, den zu dieser Jahreszeit wenigen Saft aus abgehauenen Reben zu saugen, auch schossen wir einige Vögel, deren Blut wir tranken. Endlich sahen wir in der Entfernung eine helle Steinwand einer Baranka, die man für die Ringmauer eines Klosters hätten halten können. Wir fragten unseren Führer durch Zeichen, ob es dort nichts zu trinken gebe. Der Führer verstand unsere Frage ganz gut und gab uns die Antwort: „Nada!“ Wir glaubten nun Nada sei irgend ein nationales Getränk, wie Pulke und Tebatsche, die wir beide unterweges gekostet hatten und waren sehr erfreut nun bald auch mit Nada unseren Durst stillen zu können. Wir verstanden aber damals

noch nicht so viel Spanisch, um zu wissen, daß Nada auf Deutsch „Nichts“ heißt. Als wir indeß nur zu bald die wahre Bedeutung dieses „Nada“ herausfanden, so trösteten wir uns damit, daß der Mensch im Leben gar oft mit Sehnsucht nach einem Nada verlangt, weil er dessen Bedeutung noch nicht kennt.

Es mochte noch nicht lange Mittag vorbei sein, als unser Führer meinte, er wolle in einer nahe liegenden Schlucht nachsehen, ob er nicht Wasser finde. Er ritt deßhalb ab vom Wege und in die Schlucht, die nicht sehr tief zu sein schien. Wir warteten lange, aber der Führer kam nicht mehr zurück. Schon seit einiger Zeit hatten wir an unserem Führer bemerkt, daß er den weiteren Weg nicht recht wußte und es war uns jetzt klar, daß er sich grade deßhalb aus dem Staube gemacht hatte. Es blieb uns nichts übrig, als vorwärts zu gehen. Hunger und Durst hatten indeß bei uns so zugenommen, daß wir uns entschlossen, im Nothfalle einen unserer Hunde zu schlachten. Es kam indessen nicht dazu, da die Sonne schon niedrig stand und da wir wußten, wie kurz in den Tropen die Abenddämmerung ist und uns nicht mehr erlaubt hätte, in der holzarmen Gegend vor Dunkelheit noch Brennmaterial aufzusuchen. Noch ehe die Nacht einbrach, war ich so erschöpft, daß ich nicht mehr weiter gehen wollte und mich niederlegte Meine Reisegefährten gingen eine bedeutende Strecke weiter. Der Boden, auf dem ich lag, war nackter Felsen, aber die Müdigkeit ließ mich indeß ganz gut darauf ruhen, nur sind in dieser Jahreszeit auch selbst in der Tropengegend unter 19 Grad nördl. Breite die Nächte verhältnißmäßig kühl, wodurch mein Felsen sich bis gegen Morgen so sehr abgekühlt hatte, daß er der Seite meines Körpers, mit welcher ich auf ihm lag, so viel Wärme entzog, daß ich bei Sonnenaufgang fast steif war. Als ich wieder auf dem Wege war, hatte ich bald die Freude, mehrere Menschen auf mich zukommen zu sehen. Es waren, wie ich nachher erfuhr, Chimas Indianer. Sie trugen große Körbe mit Südfrüchten auf ihrem Rücken. Sprechen konnte ich mit den guten Leuten kein Wort, denn sie sprachen nicht einmal Spanisch. Vor allen Dingen kaufte ich ihnen indeß so viel von ihren schönen Orangen,

Sapoten und Granaditas ab, als ich bequem tragen konnte und fragte sie dann durch Zeichen nach meinen Kameraden. Sie konnten mir ganz gut deutlich machen, daß sie diesen begegnet und daß sie ein gutes Stück voraus seien. Um mich über die Personen meiner Kameraden zu versichern, zeigten sie mir, daß es zwei seien und daß einer davon sehr dicke starke Arme habe.

Frisch gestärkt durch den Genuß dieser vortrefflichen Südfrüchte, die auf die angenehmste Weise Durst und Hunger zugleich stillten, hatte ich bald meine Reisegefährten eingeholt, die ebenfalls sich mit einem guten Vorrath von Genießbarem bei den indianischen Obsthändlern versehen hatten. Am Nachmittag endlich erblickten wir in der Entfernung eine Hütte, auf die wir sogleich wacker lossteuerten. Es war dies eine einsame Hütte eines Vaccero, eines Kuhhirten. In dieser Gegend von Mexiko ist es nämlich Gebrauch oder Gesetz (?), daß Jeder verpflichtet ist dafür zu sorgen, daß sein Vieh keinen Schaden thut, während man nicht verpflichtet ist sein Feld durch starcke Fenzen gegen das Vieh zu schützen. Wer demnach eine große Heerde Rindvieh, Pferde u. s. w. hält, muß diese hüten lassen und dies geschieht in jenen Gegenden am bequemsten, daß man einen Strich Landes, welcher zwischen zwei der dort häufig vorkommenden Schluchten liegt, durch Steindämme oder trockene Mauern völlig abschließt und dann innerhalb dieser Umzäumungen sein Vieh weiden läßt. Dies kann jedoch nicht ohne die Aufsicht eines Hirten geschehen, der an Ort und Stelle beständig wohnen muß, hauptsächlich um die Heerde gegen die Angriffe von Raubthieren zu schützen namentlich gegen den Jaguar (felis onca, den die Mexikaner tigre nennen) und gegen den Cuguar (felis concolor, den die Mexikaner leon und die Amerikaner panther nennen). Wenn ein Cuguar sich in der Nähe einer Heerde ansässig macht, so beginnt er gewöhnlich zuerst mit dem Angriff auf Maulthiere, dann auf Pferde und erst zuletzt greift er Rindvieh an.

Als wir im Hause des Vaccero ankamen, wurden wir sehr gastreich aufgenommen und die Frau desselben konnte uns nicht genug bedauern, daß wir in zwei Tagen eigentlich nichts Rechtes gegessen hatten. Auf einem Teiche beim Hause schwammen zahme

Enten und die Frau wies uns an, einige davon zu schießen, was wir uns nicht zweimal sagen ließen. Nachdem wir uns tüchtig mit Speise und Trank restaurirt hatten, legten wir noch an demselben Abend die kurze Strecke bis nach Mirador, dem Mittelpunkt der deutschen Colonie zurück.

Die deutsche Colonie, von der wir sprechen, liegt gewiß in einer der schönsten Gegenden der Erde, ohngefähr 3000 Fuß über der Meeresfläche, in der tierra templada, einem gesunden Klima, dessen Wärmegrade die von Texas nicht übersteigen und dessen niedrigste Temperatur nicht unter + 7 Grad R. herabsank. Alle tropischen Gewächse gedeihen noch hier, während man nicht den Krankheiten der tierra caliente ausgesetzt ist. In unmittelbarer Nähe hat man die reichste Vegetation, Felsen, Bäche, Wälder, Savannen und äußerst fruchtbares Land und auch zugleich, weil das Land von der Küste fortwährend stark aufsteigt, die schönsten Fernsichten. Die Hacienda Mirador, auf der wir uns befanden, hat davon ihren Namen (ein Ort von dem man weit sieht, das französische Belvedere). Nach der Küste hin sieht man über die verschiedenen Stufen der tierra caliente bis nach Veracruz und zwar so deutlich, daß man die weißen Segel der in den Hafen einlaufenden Schiffe erkennen kann, deren Namen man 8 Tage später in den Zeitungen angegeben findet. Im Norden sieht man den zackigen Felsenkamm des Cofre de Perote, der in einem Vorgebirg bis ins Meer hinausläuft. Nach dem Westen hin sieht man die Hochgebirge des Landes und gleich im Vordergrund den über 17000 Fuß hohen Orizaba, dessen Fuß mit dunkelem Wald umgürtet ist, höher folgen die hellgrünen Savannen, noch weiter oben felsiges Terrain mit vielen vorspringenden Kanten und eingefurchten Schluchten, in die sich Gletscher herabziehen. Der obere Theil des Berges ist mit ewigem Schnee bedeckt und auf dem Gipfel desselben sieht man in der reinen Luft Mexikos den offenstehenden Krater des alten Vulcans so deutlich, daß man auf der hinteren Wand dieses Kraters ganz genau die Zerklüftung des Felsens mit bloßem Auge auf 10 Leguas Entfernung unterscheiden kann. Nach Süden hin ist die Aussicht etwas beschränkter, aber über schöne

Waldpartien hin sieht man am Horizonte die über alles hervorragenden Kronen hoher Königspalmen.

Doch „der Mensch lebt nicht allein vom Brode“ und noch viel weniger von schönen Aussichten und Naturerscheinungen. Nachdem der neue Ankömmling in der reichen tropischen Natur alle Sinne befriedigt und sich von den ersten überwältigenden Eindrücken erholt hat, so ist die erste Frage, wie kann man existiren in einem so schönen Lande, welche Mittel der Subsistenz bieten sich uns zuvörderst dar, wie gewinnt die deutsche Colonie ihren Lebensunterhalt? u. s. w.

Wenn wir zuerst uns die ganze deutsche Population dieser Colonie betrachten, so finden wir, daß dieselbe sehr klein ist, (im Herbst 1834). Es sind da zwei deutsche Zuckerplantagen, die von mexikanischen Taglöhnern bearbeitet werden. Die eine Plantage, Mirador, gehört einem gewissen Herrn Stein, der früher bei einer deutschen Bergwerksgesellschaft angestellt war und wird von seinem Bruder, Karl Stein, verwaltet. Die Gebäude dieser Plantage bestehen in einem ziemlich geräumigen einstöckigen Wohnhaus von gebrannten Backsteinen, einem kleinen Gebäude, das als tienda (Kramladen) dient, in welchem aber nicht viel zu kaufen ist, in einer Schmiedewerkstatt, in welcher ein deutscher Schmied arbeitet, in einem trapiche (Zuckermühle), palenke (Branntweinbrennerei), einer Zuckersiederei und einigen anderen zu diesem Geschäfte nöthigen Gebäuden und außerdem in einem Dutzend Hütten, die ständigen mexikanischen Arbeitern zur Wohnung dienen. Die zweite Plantage, Zaquapan, ist nur wenige Meilen von der ersten entfernt und gehört den Herren Sartorius und Lavater. Ersterer war früher ebenfalls bei den Bergwerken angestellt und Letzterer war früher Kaufmann und Schweizer Consul in der Stadt Mexiko Die Einrichtung auf dieser Plantage ist ohngefähr ebenso wie die der ersteren.

Diese beiden Plantagen oder Haciendas, bilden den Hauptstützpunkt der Ansiedelung, ihnen gehört das ganze Land, auf dem man beabsichtigte eine deutsche Colonie anzulegen, und sie sind die einzigen, die eigentlich derzeit Etwas verdienen durch den Verkauf von Zucker und chingirito (Zuckerbranntwein) wäh-

rend die anderen Ansiedler, die paar Handwerker ausgenommen, so zu sagen noch aus der Schnur zehren. Billigerweise werden wir demnach bei unserem Berichte dieses wichtigste Geschäft in der Colonie zuerst einer genaueren Betrachtung unterwerfen.

In Mexiko pflanzt man zwei Arten von Zuckerrohr, und zwar auf der Ostseite des Landes, wo auch die deutsche Colonie liegt, das Rohr von Otahaiti, welches keiner künstlichen Bewässerung bedarf, wie das auf der Westküste gepflanzte ostindische Rohr, dicker und länger wird als dieses und $^1/_3$ mehr Ertrag gibt; auch kann man von dem australischen Rohr von einer Aussaat, oder vielmehr Anpflanzung 3 bis 5 Ernten machen, während man von dem ostindischen nur eine bis zwei Ernten machen kann. Das australische Rohr liefert bei der ersten Ernte 48 — 50 Centner Zucker vom amerikanischen Acker und eben so viel Syrup, aus welchem 6 bis 7 Ohm Rum (chingirito) von 72 Grad Stärke gebrannt werden. 100 Pfund weißer Zucker kosten im Lande ohngefähr Doll. 10 bis 16. Die Auslagen dafür sollen ohngefähr Doll. 6 betragen. Man rechnet ferner, daß die Aroba (25 Pfund) Zucker Doll. 1 Gewinn abwerfe. Das Barril chingirito (ein Ankerfäßchen von 175 Pfund) kostet ohngefähr Doll. 25. Außerdem wird an die umwohnenden Indianer gewöhnlich noch so viel Syrup verkauft, daß der Erlös davon oft schon die ganze wöchentliche Auslage einer Hacienda deckt.

In Mexiko gebraucht dieses Otahaiti Rohr 14 bis 18 Monate bis es zum Schnitt reif ist. Dies scheint die Ursache, weßhalb dieses Zuckerrohr nicht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gebaut werden kann.

Alle Arbeit wird von gemietheten freien Arbeitern auf den Zuckerplantagen gethan. Die Auslagen sind freilich groß, wenn man bedenkt, daß auf einer solchen Hacienda oft über 100 Arbeiter angestellt werden müssen, die pr. Mann ohngefähr 4 Reales (50 Cents) den Tag bekommen, doch wird oft am Samstag das ganze an die Arbeiter ausgezahlte Geld wieder in der Tienda vom Eigenthümer für Waaren zurückgenommen, die noch überdies durchweg mit 100 Procent Gewinn verkauft werden.

Fast aller in Mexiko fabrizirte Zucker wird im Lande consumirt und fragt man, weßhalb man dieses vortheilhafte Geschäft nicht in solcher Ausdehnung betreibt, daß man auch zur Ausfuhr producirt, so ist darauf die einfache Antwort zu geben, erstens, weil der Transport bis zur Küste, der auf Maulthieren geschieht, zu theuer kommt und dann, weil man ohngefähr Doll. 10,000 braucht, um ein derartiges Geschäft anzufangen und weil die Capitalisten lieber in Bergwerken und Handel, als mit Plantagenbau spekuliren.

Die mexikanischen Indianer haben oft kleine Zuckerpflanzungen, zu denen sie keine fremden Arbeiter bedürfen. Auf die einfachste Weise pressen sie durch zwei wagrechte hölzerne Walzen von sehr mäßiger Dicke den Saft aus dem Zuckerrohr, indem sie eine der Walzen an einem Dreher, wie der an einem Schleifstein, mit der Hand herumdrehen. Auf eben so einfache Weise kochen sie dann den Saft ein, den sie in hölzerne Formen gießen, wo er beim Trocknen die bekannten Panelas bildet. Auch dieses Geschäft ist für den armen Indianer noch ziemlich einträglich. Weniger möchte ich den ärmeren deutschen Farmern dazu rathen, wie Sartorius that, Zuckerrohr zum Verkauf an die Zuckerfabrikanten zu bauen. Das Zuckerrohr läßt sich nicht aufheben, wenn es einmal das Alter erreicht, in dem der Zuckersaft sich am stärksten entwickelt hat. Läßt man es dann noch länger auf dem Felde stehen, so fängt es an zu blühen und wird unbrauchbar. Hierdurch würde der kleine Zuckerbauer jedesmal gezwungen, sein reifes Zuckerrohr um jeden Preis loszuschlagen, er hinge dann, namentlich, wenn mehr Zuckerrohr in der Umgegend zu gleicher Zeit reif würde, als die Fabrik bequem verarbeiten könnte, gänzlich von der Gnade des Fabrikanten ab.

Wenn ich in dem vorhergehenden Abschnitte meines Berichtes behauptete, daß in der von mir zu beschreibenden deutsch-mexikanischen Colonie zwei Zuckerplantagen den Hauptstützpunkt des ganzen Unternehmens bildeten, weil sie derzeit die einzigen Geschäfte waren, die von außen her etwas verdienten, so hoffte man doch, daß in der nächsten Zukunft auch für die weniger bemittelten Farmer sich einträgliche Erwerbszweige herausstellen

würden und diese Hoffnungen bezogen sich vor Allem auf den Kaffebau. Der Kaffe war noch nicht sehr lange auf größeren Plantagen angebaut (erst seit 1818) und dies auch nur in einigen Gegenden, z B. grade in der Nähe der deutschen Ansiedelung, in der Umgegend des Orizaba und Cordova. Hier wird auch die kleine runde Moccabohne gebaut, aber auch die gewöhnliche hier gebaute Sorte, welche eine große perlgraue Bohne hat, ist von so vortrefflicher Art, daß sie alle anderen amerikanischen Sorten weit übertrifft. Dabei verursacht die Anlegung einer Kaffeplantage durchaus keine bedeutende Kosten. Man wählt dazu gewöhnlich waldbewachsene Hügel, deren Bäume und Sträucher umgehauen und auf Haufen geschleift werden. Nachdem diese Haufen nur einigermaßen in der Sonne so viel getrocknet sind, daß Laub und Zweige gedörrt, dann zündet man in einer heißen Mittagstunde, wenn alles Holz von der Sonne erwärmt ist, die Haufen an, die dann meist bis auf wenige Stämme wegbrennen, die man nachher wieder auf Haufen rollt und so viel als möglich verbrennt. Junge Setzlinge von Kaffebäumen erhält man, wenn man in schattigem Walde ein mäßiges Beet dicht mit Kaffebohnen besät. Oft findet man auch in der Nähe von übrig gebliebenen Kaffebäumen alter, längst verlassener Ranchos, deren Felder schon wieder mit dichtem Gestrüpp bewachsen sind, eine Menge junger Kaffepflanzen, die sich selbst ausgesäet haben. Von diesen pflanzt man ohngefähr 12 bis 1400 Bäume auf den Acker, der hierzu nicht erst umgebrochen wird, sondern nur des Reinigens mit der Hacke bedarf. Man rechnet, daß eine Familie ganz gut eine Pflanzung von 10,000 Bäumen bestellen kann. Jedes Bäumchen trägt 1 bis $1^1/_2$ Pfund Kaffe und bringt jährlich zwei Ernten, nämlich eine um Johanni und eine um Weihnachten. Das Härteste beim Anfang einer Kaffeplantage ist, daß die Bäumchen erst im 3. und 4. Jahre anfangen volle Ernten zu geben. Kaffepflanzer müssen sich demnach darauf gefaßt machen, in den ersten drei Jahren auf andere Weise die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte sich zu verschaffen, was indeß für frugale Leute, wie deutsche Bauern, nicht sehr schwer fallen wird, da hier der Feldbau viel leichter und ertrags-

fähiger wie in Deutschland, oder Nordamerika ist, da in jener Gegend von Mexiko neben allen deutschen und nordamerikanischen Culturgewächsen, noch eine große Anzahl tropischer Gewächse gedeiht, die man in anderen Ländern kaum und selten dem Namen nach kennt, und da ferner für eine frugale Familie die Ausgaben für etwas Küchengeräth und Kleidung sehr gering sind. Die Häuser baut sich der Farmer selbst und zwar auf eine noch viel wohlfeilere Art, wie der nordamerikanische Farmer. Für die 4 Eckpfosten nimmt man ein festes, nicht leicht faulendes Holz, meist eine Baumart die Cacao heißt (die aber kein Cacao ist und wahrscheinlich wegen seiner dunkelbraunen Farbe diesen Namen hat). Bei dauerhafteren Häusern, die mit etwas mehr Sorgfalt gebaut werden, behaut man diese Eckpfosten, die meist 9 Zoll bis einen Fuß dick sind, vierkantig. Die 4 Eckpfosten werden nun wo möglich 3 Fuß tief in die Erde gesetzt, an ihrem oberen Ende, welches einen Einschnitt oder auch nur eine natürliche Gabel hat, werden rings vier starke Stangen angebunden. Auf diesen Stangen werden nun die Dachsparren, die zu diesem Zweck ein gabelförmiges Ende haben, aufgesetzt und an diese viele dünne wagrechte Stangen, 6 Zoll von einander, angebunden. Zu dem ganzen Haus wird überhaupt nicht ein einziger Nagel gebraucht, alles wird mit den zähen, biegsamen Schlingpflanzen, Wehuco genannt, angebunden. Vor Allem wird nun das Dach mit Grasbündeln gedeckt. Damit der Regen gut abfließt, muß ein Grasdach unter einem Winkel von mehr als 45 Grad ansteigen. Die Wand des Hauses kann nun auf verschiedene Weise gemacht werden. Die einfachste ist, daß man an einer in halber Höhe an den Eckpfeilern angebundenen wagrechten Stange senkrecht stehende armsdicke Pfähle anbindet, oder daß man eine Art vom grobem Geflechte mit Stöcken macht und dieses von innen und außen zu gleicher Zeit mit Strohlehmen bewirft. Bei dieser Beschäftigung, die meist Indianer im Taglohn verrichten, gibt es oft viel zu lachen, denn da das Bewerfen mit Lehm von beiden Seiten mit großer Gewalt auf dieselbe Stelle geschehen muß, so geschieht es oft, daß einem der sich gegenüberstehenden Arbeiter Mund, Nase oder Augen durch den hindurch fah-

renden Lehm zugeklebt werden. Thüren sind an den meisten dieser Häuser keine.

Wenn die dunkelbelaubten immergrünen Kaffebäumchen ihre schönen rothen, ganz einer Kirsche ähnlichen und auch eßbaren Früchte tragen, so werden dieselben zur Zeit ihrer Reife abgepflückt und auf Haufen geschüttet und wenn das Fleisch anfängt faul zu werden, so werden die Bohnen, die der Same sind, von diesem Fleische auf verschiedene Weise gereinigt. Jede Kirsche enthält zwei Bohnen, die mit ihrer platten Seite an einander liegen und deren jede mit einer pergamentartigen Haut umgeben ist. Wenn diese Bohnen nun gehörig getrocknet sind, so werden sie in Mexiko auf eine sehr kunstlose Art von dieser Haut gereinigt, indem man sie in einen kegelförmigen in einen Holzblock gemeißelten Mörser bringt und sie so lange mit einem spitz zulaufenden Kolben stößt, bis alle Schalen sich von den Kaffebohnen getrennt haben und man sie nur noch zu worfeln braucht, um die Spreu davon zu sondern. Der so gereinigte Kaffe kostet jetzt im Durchschnitt einen Real (12½ Cents) das Pfund an Ort und Stelle. Um ihn auf den Markt an die Küste zu bringen, würde das Pfund dieses Kaffe's 27 Cents zu stehen kommen, und dies ist hauptsächlich außer dem dreijährigen Warten auf die erste Ernte, bei den Mexikanern die Ursache, daß kein Kaffe von Mexiko ausgeführt wird.

Im Urwald, in der Nähe der deutschen Colonie, konnte man noch die mit Bäumen überwachsene Straße sehen, die nach der Küste führte und die die Mexikaner vor der Entdeckung von Amerika gebaut hatten. Zu unserer Zeit sprach man wohl auch schon von Eisenbahnen, aber die Mexikaner waren damals sehr dagegen, weil sie glaubten, daß dann die Yankees mit einer feindlichen Armee in einem Tage von Veracruz nach der Stadt Mexiko kommen könnten. Jetzt freilich scheinen andere Zeiten in Mexiko anzubrechen. Die Tehuantepek-Straße wird eröffnet werden, in Grazacoalcos haben sich schon Fremde niedergelassen und die Einwanderung dorthin nimmt täglich zu. Die Eisenbahn von Mexiko nach Guadalupe macht gute Geschäfte und die Subscriptionen zu deren Fortsetzung nach Puebla und Veracruz belaufen

sich schon auf mehrere Millionen. Herr Mendeo, der Erbauer der Vera-ruz und San Juan Bahn, hat das Projekt einer Verbindung von Veracruz und Orizaba aufgenommen und der darüber pubizirte Bericht verspricht den Actionären 14 Prozent. — Diese Bahn müßte durch, oder dicht an der deutschen Colonie vorbeiführen, und es wäre somit, wenn die Colonie jetzt noch besteht, alle Aussicht zu ihrem Gedeihen. Ein zweiter guter Erwerbszweig, auf welchen damals die deutschen Colonisten spekuliten, war der Tabacksbau. In Mexiko wird außerordentlich viel Taback geraucht, aber schon seit den spanischen Zeiten her war der Taback Monopol der Regierung. Zu spanischen Zeiten reisten eigens dazu angestellte Leute im Lande herum, die alle unerlaubten Tabackspflanzungen zerstörten, aber auch selbst zu der Zeit, wo ich noch in Mexiko war und noch viel später, 1850, war es nur in der Gegend von Orizaba und Cordova erlaubt Taback zu bauen, damit die Regierung bessere Aufsicht über ihr Monopol führen konnte. Die ganze Ernte des Tabacks mußte jedesmäl an die Regierung abgeliefert werden, die dann der alleinige Tabacksverkäufer im ganzen Lande war. Natürlich wurde dessenungeachtet ohne Erlaubniß der Regierung an vielen Orten Taback gebaut und so namentlich auch in der deutschen Ansiedlung.

In Mexiko werden mehrere Arten sehr guter Taback erzeugt. Die Behandlung kommt mehr der in Deutschland gewöhnlichen gleich, als der der Nordamerikaner. Vom Taback werden in Mexiko jedesmal drei Ernten gemacht, durch Abblatten zu verschiedenen Zeiten. Diese Ernten sind je nach der Zeit verschieden in Qualität. Die letzte und vierte Ernte überläßt man den armen Arbeitern. Wenn der Taback abgeblattet wird, werden die einzelnen Bündel von Blättern (manojos) an die Seite des Ackers auf die Erde gelegt. Bis sie eingebracht werden, sind sie schon ziemlich welk von der Sonne. Zum Trocknen des Tabacks muß ein eigenes Haus gebaut werden, natürlich nur ein eben so leichtes, wie das früher beschriebene Wohnhaus des Ranchero. Mit einer Fußlangen glatten eisernen Nadel werden dann die einzelnen Tabacksblätter durch das dicke Ende ihres Stiels auf langen Baststreifen aufgereiht und in dem Trockenhaus aufgehängt.

Tritt Nebel oder Regenwetter ein während des Trocknens, so wird im Tabackshaus ein kleines Feuer angemacht. Wenn der Taback in Mexiko verkäuflich sein soll, so muß er nach dem Trocknen noch ein- oder zweimal schwitzen. Er wird zu diesem Zweck noch einmal in kleine Bündel gebunden, wobei die Blätter aber glatt und regelmäßig aufeinander gelegt und die Bündel an den Blattstielen zusammengebunden werden. Diese Bündel werden dann mit Wasser aus dem Munde grade so angespritzt, wie der Schneider das Tuch anspritzt, und in eine runde Säule, die Stiele nach außen, aufgesetzt, wo sie dann so lange liegen bleiben, bis man mit der zwischen die Tabacksblätter eingeschobenen Haud eine erhöhte Temperatur wahrnehmen kann. Sie werden dann wieder auseinander gelegt und getrocknet. Manchmal wird dieser Gährungsprozeß zweimal mit dem Taback vorgenommen, ehe er in den Handel gebracht wird.

Außer dem Zuckerrohr, Kaffe und Taback wurden derzeit keine Handelspflanzen und Colonialprodukte in der deutschen Colonie gebaut, man müßte denn die angefangene Pflanzung von Castoröl des Dr. Eichhorn dahin rechnen. Der hiesige Ricinus hat zwar vor dem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gebauten den Vorzug, daß er im tropischen Klima eine ausdauernde Pflanze ist, die nicht jedes Jahr von neuem gesäet werden muß. Aber wenn nun auch der Doctor durch theuren Tagelohn die Castorbohnen eingesammelt hat, wenn er eine Oelmühle besitzt und wenn er Oel gewonnen hat, was will er dann mit dem Oel anfangen? — Der Doctor meinte, dann könnte man das Oel an eine große mexikanische Stadt verkaufen, die es zur Straßenbeleuchtung verwenden könnte. Ich zweifele indeß sehr daran, daß, selbst wenn der Doctor sein Oel sehr billig herstellen könnte, eine mexikanische Stadt sich dadurch würde bewegen lassen, ihre Straßen damit zu beleuchten.

Wenn nun Jemand fragen sollte, welche andere Colonialprodukte und Handelspflanzen man noch hätte an der Grenze der tierra caliente und tierra templada in Mexiko bauen können, so kann man dreist antworten: Alle! und zwar nur die den kal-

ten Klimaten eigenthümlichen nicht, die man dafür aber in der tierra fria bauen kann.

Von den mannichfaltigen Pflanzen, die der Mensch unmittelbar zu seiner Nahrung bedarf, wurden ebenfalls nur sehr wenige in der deutschen Colonie gebaut, obwohl man die Gewächse die hier gedeihen würden zu Hunderten aufzählen könnte. Am allermeisten wurde der Mais angebaut, seltener die mexikanische Bohne, noch seltener der vortreffliche Manioc und die Cheiote. Außerdem besaßen auch einige Pflanzungen kleine Bananenfelder und Anlagen von Ananasbeeten, wenige Orangenbäume, Limonenbäume und strauchartige Citronen.

Wenn ich es nun auch unternehme, meinen Lesern den Maisbau zu beschreiben, wie ich in Mexiko ihn gesehen habe, so bitte ich, mich nicht langweiliger Berichte zu beschuldigen und zu bedenken, daß ich auf Aufforderung einer Gesellschaft, die von Texas nach Mexiko auszuwandern beabsichtigt, diesen Bericht schreibe. Der aufmerksame Leser meines Berichtes wird übrigens gefunden haben, daß ich nicht von Hörensagen oder aus Büchern, sondern aus meiner persönlichen Erfahrung und Anschauung die Thatsachen berichte.

Auch der Mais, dieses uralte Kulturgewächs der Mexikaner wird auch heutigen Tages noch auf eine wahrhaft adamitische Weise, ohne alle Feldwerkzeuge, von den Indianern gepflanzt, und da diese Art Indianer auch in den deutschen Colonien die einzigen Taglöhner und Feldarbeiter waren, so pflanzten natürlich die deutschen Farmer ihren Mais damals noch auf die indianische Weise. Dies geschieht aber auf folgende Art. Die Hälfte der Arbeiter versieht sich mit langen zugespitzten Pfählen, die andere Hälfte der Arbeiter theilt sich in das Saatkorn. Die Arbeiter mit den Pfählen gehen dann nebeneinander der Länge nach durch den Acker und stoßen alle zwei Schritte ein jeder mit seinem Pfahl ein Loch in die Erde, in welches der hinter ihm hergehende Säemann 3 bis 4 Maiskörner wirft und das Loch mit dem Fuße zutritt. Später muß der Mais noch einmal mit der Hacke gereinigt werden. Man muß indeß nicht glauben, daß

das rohe für den Mais bestimmte Land vorher gepflügt wird. Es wird nur von Gestrüpp und Unkraut gereinigt.

Da der Mais in dieser Gegend nur 4 Monate bis zu seiner Reife braucht, so kann man denselben zweimal im Jahre pflanzen. Von dem Mais werden grade so wie hier in Texas die Blätter und Spitzen, los hojas und la punta für Viehfutter in Bündel, manojos, (die man mit zwei Händen umspannen kann) gebunden und wovon eine gewisse Anzahl die Tagesarbeit, tarea, eines indischen Feldarbeiters ausmacht.

Im Auskernen des Maises haben die Indianer trotz ihrer kleinen Hände eine große Fertigkeit. Mit einem spitzen Holze stoßen sie an jedem Maiskolben eine Reihe Körner aus, worauf sie dann die Kolben sehr schnell von allen Körnern durch Reiben auf den Stielenden eines zusammengebundenen Bündels abgekörnter Kornstrunken befreien, indem sie mit jeder Hand einen Kolben abreiben.

Die mexikanischen frigoles sind eine Art brauner Buschbohnen, die einen ausgezeichnet guten Geschmack haben. Die braune und herbe Brühe die beim ersten Abkochen entsteht, muß man jedoch vor der völligen Zubereitung der Speise abschütten, Die Frigoles und die Banane sind außer dem Mais das Hauptnahrungsmittel des Landvolkes.

Von dem Anbau der Banane ist in den letzten Jahren schon viel in den Zeitungen gesagt worden, so, daß es fast unnöthig erscheint, noch etwas Weiteres darüber zu erwähnen, vorausgesetzt, daß Alles richtig war, was seiner Zeit Greely, Douai, Büchner ꝛc. in abolitionistischer Tendenz über die Banane im Widerspruch mit Humboldt, Mühlenpfordt und Sartorius und den officiellen Berichten des mexikanischen Congresses darüber publicirt haben.

Wer ein europäisches Treibhaus gesehen hat, hat gewiß auch schon die Banane gesehen, mit ihrem armsdicken Stengel, der eigentlich nur aus übereinander gelegten Blattscheiden besteht und ihrer Blätterkrone von 6 bis 8 Fuß langen Blättern. Man stelle sich einen dichten Wald solcher Bananen vor, dessen Stämme

6 bis 8 Zoll dick und 12 bis 15 Fuß hoch sich in ein Blätterdach von 8 bis 12 Fuß langen Blättern endigt, die fortwährend im Lufthauch erzittern und rauschen und man hat einen mexikanischen Platanar.

In Mexiko werden drei Arten von Bananen gepflanzt (Musa paradisiaca, Musa regia und Musa sapientum). Sartorius sagt über die Banane: „Sie ist eine der herrlichsten Gaben, die die Gottheit dem Menschen verlieh. Einmal gepflanzt hat man die schönste der Stauden für eine ganze Lebenszeit, denn obgleich jeder Stamm nur einen Fruchtzweig trägt und dann absterbt, sprossen so viele, daß man wenigstens 4 im Jahre von einem Stocke erhält, welche zusammen gegen zwei Centner Nahrungsstoff geben. Die nicht ganz reife Frucht enthält mehr Mehl als Zucker und dient als Gemüse; die reife wird roh, gebraten, gekocht und auch getrocknet genossen; sie dient als Futter für Hausthiere, zur Branntweinbrennerei und Essigfabrikation. Der Ertrag beginnt schon 12 bis 15 Monate nach der ersten Anpflanzung. Die Faser des Stammes dient als Bindematerial und für Mattengeflecht und das 12 Fuß lange und 2 Fuß breite Blatt ist das Tischtuch des Indianers.

Es ist wirklich merkwürdig, auf wie vielerlei Weise die Banane als Speise benutzt wird. In der tierra caliente macht sie den Mais fast entbehrlich. Unter allen Arten der Banane ist wohl die Platana Arton (M. paradisiaca) die nützlichste. Noch ehe die Frucht ganz reif ist und sie ihr Stärkemehl noch nicht in Zuckerstoff verwandelt hat, schneidet man die geschälte Frucht in dünne Scheiben, trocknet sie an der Sonne und zerreibt sie dann auf einem Reibstein zu Brodmehl. Wenn man die reife Frucht in Scheiben schneidet und sie in Fett backt, bis sie eine hellbraune Farbe bekommen, dann schmeckt sie grade wie gebackene Aepfel. Will man Aepfelbrei davon machen, so kocht man die Frucht zu Brei und gießt ein Paar Tropfen Essig hinzu, um die Obstsäure zu ersetzen, die vielen tropischen Früchten ganz fehlt. Aber auch roh genossen, schmeckt die Frucht sehr angenehm und kann mehr, als andere Obstarten als tägliche und nahrhafte Kost benutzt werden.

Der Anbau der Banane kostet wenig Mühe. Man pflanzt die Schößlinge, hält das Land von Unkraut rein, bis die Pflanzen eine gewisse Höhe erreicht haben, wo dann das Unkraut unter dem Schatten der breiten Blätter erstickt. In manchen Gegenden werden die Platanars bewässert. Bei Mirador waren sie in tiefere Thäler in fruchtbare schwarze Dammerde gepflanzt. Die Pflanzen werden 6 bis 9 Fuß weit auseinander gepflanzt. Auf eine Fläche von 900 Quadratfuß rechnet man ohngefähr 36 Bananen-Pflanzen. Nach 10 bis 11 Monaten kommt die Frucht zur Reife, d. h. aber nicht alle Früchte zu gleicher Zeit, sondern nach einander das ganze Jahr hindurch, was für den Unterhalt einer Familie sehr bequem ist. Die Frucht, die in einer 50 bis 60 Pfund schweren Traube von einzelnen den Gurken ähnlichen Früchten besteht, wäre sehr schwer von ihrem 10 bis 20 Fuß hohen Standort herunter zu nehmen, wenn nicht der Stamm aus einem so weichen Stoff bestände, daß man ihn so leicht wie Speck mit einem Messer durchschneiden könnte, wo sie dann sammt dem Stamm zur Erde fällt und von demselben abgenommen wird. Der Stamm an sich, hätte keine Frucht mehr gebracht. Aber aus demselben Wurzelstock haben sich schon bereits vor der Reife der Frucht wieder eine Anzahl neuer Schößlinge gebildet, von welchen man die kräftigsten stehen läßt, deren jeder in 3 bis 4 Monaten auch eine Frucht trägt, die dann wieder wie die erste abgenommen wird, indem man den Stamm fällt. Man nimmt die Früchte ab, ehe sie ganz reif sind und hängt sie zu Hause unter Dach auf, wo sie in einigen Tagen gelb und zuletzt ihr Ueberzug ganz schwarz werden. Jede einzelne Frucht der großen Art (macho) ist eine dreiseitige, gekrümmte, gurkenähnliche Frucht von 8 bis 10 Zoll Länge. Die ganze Fruchttraube enthält oft an 180 Stück dieser Früchte. Ich besaß selbst einen kleinen Platanar von einem halben Acker, den ich für Doll. 20 gekauft hatte. Wenn ich mir Früchte aus demselben holen wollte, so nahm ich jedesmal 2 Trauben, die ich mit ihren Stielen zusammen band und sie von meinem Pferde, dem ich sie über den Sattel legte nach Hause tragen ließ. Zwei solcher Früchte wogen 120 bis 170 Pfund.

Humboldt berechnet, daß eine halbe Hectare, nicht ganz zwei Morgen Landes, mit Bananen bepflanzt, zur Nahrung von 50 Menschen hinreicht, während dieselbe Fläche mit Weizen bestellt im nördlichen Europa in gewöhnlichen Jahren nur für etwa zwei Menschen Brod liefert. Mit Kartoffeln bestellt würde sie deren etwa sechs ernähren können. Die sehr bedeutende Menge von Nahrungsstoff, welche die Banane liefert, veranlaßt auch, daß man über die geringe Ausdehnung der mit ihr bebauten Felder erstaunt, welche in den heißen Landstrichen, die von starken Indianerfamilien bewohnten Orte umgeben.

Eine aus Afrika stammende Art von Banane mit kurzen, mehr rundlich walzenförmigen Früchten und mit süßem weichem Fleisch wird fast blos roh gegessen. Sie wird nicht viel über drei Zoll lang und ist eine der delicatesten tropischen Früchte. Diese Art (M. sapientum?) wurden den Negern zu Lieb schon früh von den Spaniern aus Afrika nach Westindien und Mexiko verpflanzt. Im Lande heißt diese Art Cambori und Dominico.

In den heißen Thälern der westlichen Abhänge wird noch eine vierte Art gebaut, Musa troglodytarum, die ich nicht gesehen habe. Schon die wissenschaftlichen Namen, M. paradisiaca, sapientum und troglodytarum bezeichnen als Haupteigenschaft dieser Pflanzengattung, daß sie den Menschen der Arbeit und der Nahrungssorgen entheben, und die Banane thut dies wirklich mehr, wie der so viel gerühmte Brodbaum. Eine Zeit lang war mein Platanar für mich und meine Hunde das Hauptnahrungsmittel und dabei verkaufte ich noch, da ich am Wege wohnte, für manchen Medio (halben Real) 12 Stück Platanos, während man 50 Orangen für einen Medio kaufen konnte. Zu Zeiten der mexikanischen Republik von 1824, wo man allerlei Verbesserungen im Lande einführen wollte, wo unter Anderem auch schon Kameele durch das Gouvernement eingeführt worden waren, die nachher wieder völlig verschwunden sind, verfiel der Congreß auf den sonderbaren Gedanken, alle Platanars im Lande auszurotten, weil durch die Zucht der Bananen das Volk nicht mehr zu arbeiten brauche und zur Indolenz verleitet werde. Meiner Meinung nach liegt der Grund der Indolenz eines Menschen mehr

in seinem angebornen Character, als in den äußeren Umständen. Der Deutsche und der Nordamerikaner werden auch in dem tropischen Klima und unter den paradiesischen Bananen nicht indolent werden, dafür bürgt uns ihr rastloser Geist und ihr strebsamer Egoismus.

Von anderen Gewächsen zum unmittelbaren Haus- und Küchengebrauch habe ich eine kaum des Erwähnens werthe kleine Anpflanzung von Maniot (Fatropha Maniot) gesehen. Die Wurzeln desselben erreichen eine große Länge und Dicke, manchmal so dick wie eines Mannes Bein. Gekocht, oder in Asche gebraten ist dieselbe ganz den süßen Kartoffeln ähnlich, doch von etwas festerer Substanz. Roh gerieben und ausgeschlemmt gibt die Maniocwurzel 75 Procent Stärkemehl. Alles Stärkemehl, von dem in Mexiko, bei der bis in die unterste Klasse von Indianern verbreiteten Sitte, weiße, gestärkte Hemden zu tragen, sehr viel gebraucht wird, wird von der Maniocwurzel bereitet. Der Gebrauch des Maniocmehls für Brod in Brasilien ist bekannt. Der Anbau des Manioc geschieht wie bei den Kartoffeln, durch Legung von Wurzelknollen, aber erst in 7 bis 9 Monaten bringt die Pflanze reife Knollen und erst in 15 bis 22 Monaten erreichen diese eine Schwere von 6 bis 12 Pfund.

Ein ausgezeichnetes einjähriges Küchengewächs, die Chaiote (Sechium edule) darf ich zum Schlusse nicht vergessen, da dieses Gewächs sich auch vortrefflich für manche Gegenden der südlichen Staaten Nordamerikas eigenen würde. Die faustgroße Frucht der Chaiote hat fast vollkommen den Geschmack einer zarten Kohlrabi und zugleich trägt sie auch in der Erde viele eßbare Knollen. Die Anpflanzung der Chaiote ist die leichteste von der Welt, man wirft nur eine reife Frucht an einen Zaun oder ein Haus, worauf diese Wurzeln schlägt und mit ihren Ranken, die hundertfältig tragen, den Zaun oder das Dach des Hauses bedeckt.

Nachdem ich nun meine Leser, wie ich hoffe, auf eine anschauliche Weise mit dem Ackerbau der deutschen Colonie im Staate Veracruz bekannt gemacht habe, muß ich sie zur Abwechselung auch noch einmal hinaus in die schöne tropische Natur der tierra templada in der Umgegend der Ansiedelung führen,

die meinen Lesern schon theilweis als die des weltberühmten Jalappa bekannt sein wird und von dessen Lage Mühlenpfordt sagt: „In der Umgegend von Jalappa ist die Natur im höchsten Grade üppig und die heiße und gemäßigte Zone vereinigen sich hier auf eine wunderbar eigenthümliche Weise. Ueberall von Gebirgen und Anhöhen umgeben ist die Gegend geschützt gegen Nord- und Nordwestwinde, welche weiter unten und höher hinauf nachtheilig auf die Vegetation wirken. Ihre Höhe ist dieselbe, in welcher die von dem mexikanischen Golf heranziehenden Wolken die Cordilleren berühren, und dies gibt der stets etwas feuchten Luft eine balsamische Weiche, den Pflanzen eine ewige reizende Frische." Zufolge des Naturgesetzes, daß 3000 Fuß Erhebung über die Meeresfläche beinahe 10 Grad. Unterschied im Klima gleich kommen, finden wir im tropischen Mexiko alle Klimate zusammen auf der nämlichen Breite, und so hat die deutsche Colonie, die in der Nähe von Huatusco, Cordova und Jalappa liegt, ohngefähr auf dem 19. Grade der nördlichen Tropengegend und ohngefähr 3000 Fuß über der Meeresfläche ein ziemlich gemäßigtes Klima von ohngefähr 18 Grad R. mittlerer Wärme, während die höchsten Wärmegrade, die ich in anderthalb Jahren dort erlebte ohngefähr 32 Grad R. und die niedrigsten + 7 Grad R. betrugen. Ueberhaupt beträgt der Temperaturwechsel in jener Gegend innerhalb 24 Stunden gewöhnlich nur 4 bis 5 Grade, und der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tag beträgt daselbst nur zwei Stunden. Regelmäßig weht in dieser Gegend im Sommer während des Tages ein erfrischender Seewind und während der Nacht Landwind. Während des Winters treiben die Nordwinde die Dünste auf den Golf, die dann durch die Passatwinde als Nebel und Staubregen auf der Ostabdachung der Cordilleren niedergeschlagen werden und vom Mai bis November herrscht die Regenzeit, so daß jene Gegenden das ganze Jahr hindurch keinen Mangel an Feuchtigkeit haben und der Pflanzenwuchs fortwährend gedeiht, grünt, blüht und Früchte trägt, weßhalb in dieser Gegend auch manche Pflanzenart, die unter einer nördlicheren Breite einjährig ist, als ausdauerndes Gewächs viele Jahre hindurch lebendig bleibt.

In der Gegend der deutschen Colonie begann die Regenzeit im Mai und hörte im November auf. In der deutschen Colonie war es ein sicheres Zeichen, daß in ein bis zwei Tagen die Regenzeit beginnen würde, sobald wir das hinter dem Berge liegende Städtchen Cordova, durch Luftspiegelung gehoben, sehen konnten. Im Anfange und gegen das Ende der Regenzeit kamen die Regen etwas unregelmäßig, aber in der Mitte derselben oft Monate lang bis auf die Stunde regelmäßig. Um vier Uhr Nachmittags hörte man einen Donnerschlag, gleichsam als Signalschuß, worauf dann bald der Regen über den Wald daherrauschte und mit Unterbrechungen bis nach Mitternacht anhielt. Am Morgen und den Tag über war das schönste helle Wetter. Die ganze Pflanzenwelt gedieh zusehends.

Von den schönen Naturerscheinungen, die ich in jener Gegend erlebt habe, will ich nur einige erwähnen:

In der leichten und reinen Luft stieg oftmals der Rauch vom Feuer nicht aufwärts, sondern legte sich in einer niedrigen Schicht dicht über den Boden. Ich hatte meine Hütte auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges erbaut, wo es sich ganz sonderbar ausnahm, wenn der Rauch von meinem Kochfeuer, statt in die Höhe zu steigen, oft ganz schnell an der Seite des Hügels wie ein Bach hinabfloß. Denselben Grund hatte die eigenthümliche Erscheinung, daß der durch den Nordwind herbeigetriebene Nebel sich in einem so schönen horizontalen Niveau in die Thäler lagerte, daß derselbe wie ein nach allen Seiten sich erstreckendes graues Meer aussah, aus welchem die Berggipfel wie eine Inselreihe hervorragten.

Wenn die Savannen an den Abhängen des Orizaba abgebrannt wurden, so hätte man manchmal glauben können, daß der alte Vulkan wieder anfange thätig zu werden, denn am Tage sah man dann dichte Rauchwolken aus den Schluchten des Berges hervorquellen und bei Nacht lange Reihen spitzer Flammen. Wenn vor der Regenzeit, wie das der Fall ist, die niedergehauenen und getrockneten Hecken und kleineren Bäume auf dem geklärten Lande verbrannt wurden, verbreitete sich das Feuer wie ein reißender Sturm, die größeren Bäume, die die Mexikaner

mit ihrem armseligen Tencole nicht niederhauen können, werden dann wie vom Sturmwinde durch die von der Hitze bewegte Luft hin und her bewegt, bis zuletzt auch ihr Laub und ihre Zweige in Brand gerathen. Alles prasselt, knattert und knallt, der ganze Himmel bedeckt sich mit Rauch und die tropische Sonne erscheint strahlenlos, wie eine dunkelrothe Scheibe. Wenn dann am andern Tage der Brand vorüber ist und die Sonne wieder hell und warm scheint, so bilden die von Asche schneeweißen Hügel einen gar sonderbaren Contrast zu dem sommerlichen Wetter.

In dem dunkelblauen Himmel glänzen und flimmern des Nachts die Sterne so hell, wie in einer klaren deutschen Winternacht, und wenn der Vollmond scheint, verbreitet er ein so klares Licht, wie ein nordischer Tag. Was noch um so täuschender die tropische Vollmondnacht einem deutschen Tage ähnlich macht, das sind die längeren Schlagschatten, die man bei der senkrechten tropischen Sonne nie so gut zu sehen bekommt.

Des Morgens, wenn die Sonne über die schmalen langen Wellenstreifen des Meeres heraufsteigt, erglüht der schneeige Gipfel des Orizaba eben so schön, wie die Firnen der Schweizeralpen. Wenn sich dann am Abend die Sonne hinter die Berge hinabsenkt, dann erscheinen am Himmel die wunderbarsten Farbenspiele von violettem, gelbem, rothem und grünem Licht. Manchmal theilt sich dann, wenn die Sonne eben untergegangen ist, der ganze westliche Himmel in drei nach dem Untergangspunkte spitz zulaufende Felder, von welchen das eine roth, das zweite blau und das dritte lichtgelb ist, während in dem blauen Felde der Abendstern hell glänzt. Wenn die Sonne untergegangen und das Farbenspiel am westlichen Himmel zu Ende ist, dann erscheint manchmal noch am östlichen Himmel, ähnlich einer Morgenröthe, ein rother Widerschein der bereits hinter den Bergen verschwundenen Abendröthe. Auf eine kurze Dämmerung folgt dann schnell die Nacht. — Bei dem Anblick so herrlicher Naturscenen bedarf es wahrlich keines besonderen sentimentalen Charakters, wenn man einsam und nur auf seine Erinnerungen beschränkt, in die Worte des frommen Parsen ausbricht:

Wenn wir oft gesehen den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein auf ihn und seine Großen
Ausgesät wie dichte Hagelschloßen,

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawends unzähligen Gipfelhügel

Bogenhaft sich hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tausendmal, in so viel Lebens Tagen,
Mich von ihr, der kommenden getragen.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finsterniß geblendet,
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder,
Warf mich Stirn voran zur Erde nieder.

Wenn ich sagte, daß in dem tropischen Klima von Mexiko alle Klimate auf derselben Breite vorkommen, so will ich jetzt noch hinzufügen, daß sie manchmal auch so nahe nebeneinander vorkommen, daß man in wenigen Stunden durch alle verschiedenen Klimate wandern kann. Mexiko hat hohe, schneebedeckte Berge mit einem ganz kalten Klima. Am Fuß dieser Berge ist in der tierra templada ein gemäßigtes Klima, und wenn dann in der Nähe sich eine 2000 Fuß tiefe Baranka befindet, so hat man am Boden derselben ein heißes Klima. Eine dergleichen Baranken ist die von Santa Maria in einiger Entfernung von Mirador. Auf der Sohle dieser Baranka fließt ein Bach, sind Bananenfelder und befindet sich eine von hohen Palmen umgebene Kirche. Näher bei Mirador ist eine andere schöne Baranka, die jedoch nur 800 Fuß tief ist. Diese Baranken kommen in der dortigen Gegend, und auch sonst in Mexiko häufig vor; es sind Schluchten von oft sich verengender und wieder erweiternder Sohle, mit senkrechten Seitenwänden. Auf dem Grunde fließt gewöhnlich ein kleiner Bach, und sie haben ganz das Ansehen, als seien sie Sprünge und Risse, die durch vulkanische Erschütterungen in dem Felsboden entstanden sind, denn die gegenüber stehenden Kanten und Winkel beider Seiten der Baranka corres-

pendiren oft deutlich mit einander. Zugänge und Uebergänge durch diese Baranken gibt es jedesmal nur wenige schmale, steile Pfade, die nur für Menschen und Maulthiere gangbar sind. Während der Regenzeit sind die meisten dieser Baranken nicht zu passiren, weil auf dem Grunde derselben dann der kleine Bach zu einem wilden Waldstrom angeschwollen ist, der donnernd Felsblöcke und Baumstämme mit sich fortrollt. Manchmal haben während der Regenzeit bei den revolutionären Katzbalgereien, die kampfbegierigen feindlichen Parteien auf den entgegengesetzten Seiten einer Baranka sich Monate lang gegenüber gestanden, ohne daß eine der anderen etwas zu leid thun konnte.

Herr Eduard Friederich hatte einen Rancho, auf welchem sein Wohnhaus in der Nähe einer schmalen Baranke stand, über die kein Weg führte. Ihm gegenüber auf der anderen Seite, wohnte eine mexikanische Familie, die wir jeden Tag so deutlich sehen konnten, daß wir ihre Gesichtzüge unterscheiden konnten. Wir besuchten indeß diese Leute nie, denn um die Baranka herumzureiten, hätte man einen ganzen Tag gebraucht.

In die vorerwähnte näher bei Mirador liegende, 800 Fuß tiefe Baranka machten unserer fünf einmal einen Ausflug. Der Weg, der in dieselbe führte, war steil, aber ziemlich bequem. Auf dem halben Wege abwärts war durch einen breiten überhängenden Fels eine Art Obdach gebildet, unter welchem wir noch die Spuren von dem Aufenthalt vieler Menschen fanden, die einmal während einer Revolution, wo wie gewöhnlich improvisirte Räuberbanden unter der Maske von Insurgerten das Land unsicher gemacht hatten hier Schutz suchten. Es war im Winter, als wir in die Baranka hinunterstiegen, aber unten waren die Schmetterlinge, Schlangen, Affen und Papageien so häufig und munter wie oben im Sommer. Auch eine Bananenpflanzung eines Indianers sahen wir unten. Einen großen schwarzen Affen, der sich behende in den Gipfeln der Riesenbäume herumtrieb, konnten wir nicht zu Schuß bekommen. Das Schönste in der Baranka, das uns einer in derselben Bekannter zeigen wollte, war ein grotesker Wasserfall, den man jedoch nur zu Gesicht bekommt, wenn man sich um einen scharfen Vorsprung der Felsen-

wand herumschwang. Nachdem wir uns an dem Anblick des schönen Sturzbaches gesättigt hatten, mußten wir natürlich wieder um dieselbe Felsecke herumklettern. Da ich selbst für den besten Kletterer gehalten wurde, blieb ich bis zuletzt zurück. Da durch meine Vorgänger jede Schlingpflanze und jede Wurzel schon abgerissen war, so war es eine baare Unmöglichkeit für mich, um die Felsbrüstung herum zuklettern. Da trat Herr O. Friederich, der damals eine außerordentliche Stärke in seinen Armen besaß, so nahe als möglich an den Vorsprung und streckte seinen Arm nach meiner Seite aus. Mit einem Fuß stellte ich mich auf seine Hand und schwang mich glücklich um die verhängnißvolle Ecke, wo tief unter mir der Bach sich donnernd in Schaum und Staub auflöste.

Wie ich von Anfang in meinem Bericht über die deutsche Colonie in dem tropischen Mexiko bemerkt habe, bin ich von einer Anzahl meiner geehrten Leser eigends zur Abstattung dieses Berichtes aufgefordert worden. Meine Bemühung war es, meinen Lesern die ein Interesse an diesem Theile von Mexiko nehmen, Anschauliches und aus dem Leben Gegriffenes zu geben, das man so im Detail nicht in Büchern findet. Wer freilich nur eine unterhaltende Lectüre in meinem Berichte zu haben wünscht, für den mag derselbe oft zu sehr ins Kleinliche und Unbedeutende ausgedehnt scheinen. Aber grade, wenn man ein Land nicht blos aus der Vogelperspective des Statistikers, sondern aus der Nähe des täglichen Lebens an Ort und Stelle betrachtet, bekommt man ein lebendiges und ausführliches Bild desselben. Ein solches Bild zu geben, war mein Bestreben, weil ich auf diese Weise die Ansprüche der Herren, die mich eigends zu diesem Berichte aufgefordert haben, am besten zu befriedigen hoffte. Nur noch zwei Fortsetzungen meines Berichtes denke ich folgen zu lassen: Heute Etwas über das Leben der Eingebornen und der einheimischen Thierwelt und das Nächstemal über die inneren Verhältnisse der deutschen Colonie.

Eine ausführliche Abhandlung über die Eingebornen Mexikos findet sich in Mühlenpfords „Mexiko," die sehr des Lesens werth ist. Bekannt ist es, daß in Mexiko viele verschiedene Stämme

und sogar verschiedene Nationen von Ureinwohnern sich neben einander befinden, die nicht nur verschiedene Dialecte, sondern ganz verschiedene Sprachen reden. Die wenigsten Bewohner Mexikos und nur solche, die in der Nähe von Städten wohnen, sprechen Spanisch. Die, welche Spanisch sprechen, sprechen diese Sprache sehr rein aus, obwohl sie zum Theil sehr unrichtig sprechen. So verwechseln sie fast beständig verwandte Begriffe, wie z. B. mercar und comprar, verkaufen und kaufen. Das Indianische hört sich sehr sonderbar an mit seinen vielen Kehllauten und mit dem so oft sich wiederholenden tl, was fast in jedem Worte vorkommt. Die Unterschiede unter diesen Kehllauten sind oft so fein, daß es jahrelanger Beobachtung für einen Fremden braucht, um sie nur durch das Gehör unterscheiden zu können, geschweige um sie aussprechen zu lernen. Die christlichen Missionäre waren freilich genöthigt diese urindianischen Sprachen für ihre Bekehrungszwecke zu erlernen, die Aussprache hielt ihnen aber immer sehr schwer. So erzählte mir ein Indianer, als ein spanischer Geistlicher, der in indianischer Sprache predigte, auf einmal, als er durch Erwähnung des „heiligen Blutes Jesu Christi" die Gemeinde in die größte Rührung versetzen wollte, Alles in Lachen ausbrach, weil er den indianischen Kehllaut des Wortes Blut so aussprach, als spreche er von der heiligen „Bohne" Christi. Eine sonderbare Eigenthümlichkeit, die ich in der astekischen Sprache bemerkt habe, ist, daß sie nach einem Fünfersystem und nicht nach einem Zehnersystem zählen.

Was das Familienleben der mexikanischen Indianer in der Nähe der deutschen Ansiedlung betrifft, so leben Viele in wilder Ehe, weil die geistliche Copulation für den armen Mann gewöhnlich zu hoch zu stehen kommt. Im Allgemeinen leben die Eheleute sehr friedlich. Die Kinder gehen nackt bis ins siebente Jahr. Auch die erwachsenen Mexikaner sind mehr gegen kühles Wetter abgehärtet, wie wir Europäer und haben auf jeden Fall eine dickere und unempfindlichere Haut, wie wir. Im Allgemeinen, wie ich diese Indianer habe kennen lernen, sind sie höfliche, freundliche und wohlwollende Menschen, haben aber eine ganz besondere Neigung immer lieber die Unwahrheit, wie

die Wahrheit zu sagen. Sie haben viel mechanisches Geschick und sind sehr acurat in ihren Arbeiten. Sie sind nicht sehr stark gebaut, können aber dessen ungeachtet schwere Lasten auf weite Entfernungen tragen. Wenn man durch sie auf einige Entfernung einen Brief will besorgen lassen, so thut man wohl daran, wenn man den Brief mit einem schweren Stein zusammenpackt, dann halten sie die Sache für wichtiger und besorgen den Brief sicher, den sie sonst nur für ein werthloses „papel" halten würden.

Außer daß sich manchmal, was aber selten in der Colonie vorkam, ein Indianer in Chingirito (Brantwein aus Syrup und Zucker) betrank, leben diese Indianer so mäßig in Essen und Trinken, daß man kaum begreift, daß ein Mensch so weniger Lebensmittel bedarf. Fast bei jeder Mahlzeit genießt indeß der Mexikaner spanischen Pfeffer, Chili colorado (Capsicum annuum). Als vor einigen Jahren die Cholera auch in diese Gegend gedrungen war, starben viele Indianer schnell weg und keine Arznei wollte bei ihnen anschlagen. Die deutschen Aerzte gaben dem vielen Genuß von spanischem Pfeffer die Schuld dieser Erscheinung, auch soll der häufige Genuß dieses Pfeffers einen Einfluß auf die Farbe der Haut haben.

Die gewöhnlichen Lebensmittel des dortigen Indianers bestehen in den bekannten Tortillas, den braunen Bohnen (Frigoles) und einer Brühe von Mais, Atole, seltener in Fleisch, welches gewöhnlich in dünne Riemen geschnitten und an der Sonne gedörrt wird (Dasago). Die mexikanischen Indianer sind oft sehr gute Jäger und betreiben die Jagd gewöhnlich auf die ursprüngliche alte Weise, mit Hunden und mit einem Jagdmesser bewaffnet. Die Hunde treiben die Thiere in die Enge und der Jäger fängt sie mit seinem Messer ab. Hirsche gab es dort, aber wenige, auch eine kleine schöne Garzellenart, kastanienbraun, so groß wie ein gewöhnlicher Hühnerhund mit kleinen schwarzen Hörnchen (gamito der Mexikaner). Außerdem sind dort wie hier der Waschbär und das Opossum häufig. Den Waschbär nennen die Mexikaner dechon (Dachs) und das Opossum tlaquatschi. Auch der Jaguar (felis concolor) und die Unze

(felis onca), der amerikanische Panther und Tiger, der leon und el tigre der Mexikaner werden von muthigen Jägern ohne Feuergewehr gejagt. Wenn dann das Thier am Ende einer Felsenschlucht in die Enge getrieben ist, dann hält ihm der Jäger mit seiner linken Hand einen belaubten Ast oder seine Serape entgegen und versetzt ihm mit seiner Machete den Todesstoß. Die Machete ist eine zweischneidige drei Fuß lange Klinge, die aber trotz ihrer spanischen Aufschrift, die sie führt, auf einer Seite: „No me saccas sin razon und auf der anderen „no me embaines sin honor (Ziehe mich nicht ohne Ursache und stecke mich nicht ein ohne Ehre), doch gute alte Solinger Bekannte sind.

Manchmal zieht sich das Raubthier auch in eine Höhle zurück. Dann wird der Eingang der Höhle mit dürrem Holz und Reisig gefüllt und mit vorgewälzten Felzblöcken geschlossen. Das Reisig wird angezündet und das Thier durch den Rauch erstickt. Einmal wohnte ich einer Tigerjagd bei, wo sie das in seine Höhle eingeschlossene Thier drei Tage lang räucherten. Am zweiten Tage brüllte das Thier zu Zeiten so stark, daß es selbst den Donner eines starken Gewitters übertönte. Nur sehr vorsichtig wagten sich die Mexikaner am dritten Tage in die Höhle. Das Thier war todt und sein schönes Fell ganz unversehrt vom Feuer. Der Körper ohne den Schweif maß 6 Fuß. Als ich es abzog, fand ich zwischen Fell und Fleisch an seiner rechten Seite eine Musketenkugel, die das Thier in die linke Seite getroffen hatte und so um den halben Körper herumgelaufen war.

Ein Franzose, ein Nachbar von mir, schoß einen Leon, der auf einem Baume einen Affen verfolgte. Sowohl der eben erwähnte Tiger, wie dieser Leon waren voll von Flöhen und Zecken. Sonderbarer Weise essen die Mexikaner das Fleisch des Leon, aber nicht das des Tiger.

Gute eßbare Jagdthiere sind die Tapire, Gürtelthiere und Affen. Die Tapire waren in der Gegend von Mirador ganz ausgerottet, weil sie wegen ihrer Zahmheit so leicht zu jagen sind. Die Gürtelthiere sind sehr wohlschmeckend, aber das wohlschmeckendste Fleisch, das ich jemals gegessen habe, ist Affenfleisch. Wenn Menschenfleisch eben so wohlschmeckend ist, wie zu

vermuthen, dann kann man den Comanches, Lipans und Tra=kaways diese kanibalischen Gelüste nicht verdenken. Als ich einst in eine indianische Hütte eintrat, hatten sie einen abgezogenen männlichen Affen am Spieß, der grade so aussah, wie ein zwei=jähriger Knabe. Es kostete mich einige Ueberwindung von dem angebotenen Fleische zu essen, aber ich hatte es wirklich nicht zu bereuen, so kostbar mundete mir diese Fleischart.

Hauptlichtpunkte im Leben dieser mexikanischen Indianer bilden ihre gesellschaftlichen Vergnügungen. Ich habe davon zwar weiter nicht viel gesehen, als ihre sogenannten Fandangos; aber diese sind so fröhliche, heitere und zugleich so anständige und frugale Tanzvergnügen, wie ich sie sonst nirgendwo gesehen. Wenn man in dortiger Gegend einen Fandango halten will, so läßt man es die Nachbarschaft wissen, sorgt für ein Paar Gui=tarrenspieler, die mit ihren Guitarren und ihrem Gesang die Tanzmusik bilden und läßt am Abend einige Raketen steigen, worauf sich Tänzer und Tänzerinnen auf dem gastlichen Rancho versammeln. Gegessen wird bei solchen Fandangos nichts und ge=trunken nur sehr wenig, allenfalls etwas Mandelmilch, die von den Kernen (pepitas) einer großen Kürbisart gemacht wird, nichts kostet und sehr erfrischend und angenehm schmeckt. Auf einem solchen Fandango werden stets sehr vielerlei Tänze aufgeführt, die meist darin bestehen, daß die Männer in einer Reihe ihren Tänzerinnen in der anderen Reihe gegenüberstehen, doch gibt es auch Tänze, wo nur ein Einzelner und dann eine einzelne Tänzerin sich produciren. Einer dieser Tänze ist eine Art Waffentanz, wo der Tänzer sich geschickt zwischen den Spitzen der zweischneid igen Klingen seiner ihn umstehenden Kameraden bewegt, auch mit seinem eigenen Degen allerlei für ihn gefährliche Wendungen und Sprünge macht. Ein spaßhafter Tanz eines Mädchens ist der, daß sie nach und nach sich alle Hüte der umstehenden Männer auf den Kopf setzt nnd dann fortwährend tanzend sich zuletzt mit einem Thurm von Hüten auf dem Kopfe in den ge=wandtesten graziösesten Stellungen bewegt, worauf allgemeiner Applaus, aber immer im Tacte der Musik, erfolgt und die

Tänzerin, dann zu kleinen Geschenken berechtigt ist, die sie mit einem Hute von der Gesellschaft einsammelt.

Gewöhnliche Tänze sind der bolero, carpentero, la paloma. Ein ganz eigenthümlicher Tanz ist el orphanito, das Waisenkindchen. Die den Tänzern in einer Reihe gegenüberstehenden Tänzerinnen knieen sich alle auf ein gegebenes Zeichen der Musik. Die Tänzerinnen stellen die Waisenkinder vor und die Tänzer umtanzen die Knieenden und machen den „armen Waisenkindchen" alle erdenklichen Liebkosungen, die den Worten des Gesanges des Guitarrenspielers entsprechen. Rasch, auf ein gegebenes Zeichen der Musik springen dann die Tänzerinnen wieder auf und tanzen eine Zeit lang den Tänzern gegenüber, bis diese auf ein gegebenes Zeichen sich auf die Kniee werfen und nun ihrerseits von den Tänzerinnen geliebkost werden. — In einem anderen Tanze tanzen alle Tänzer jeder seiner Tänzerin allein gegenüber. Die Tänzerin singt improvisirend nach dem Takt der Musik einen Vers und der Tänzer antwortet ihr dann, nach dem Takt der Musik singend. Wenn der improvisirte Vers den Zuhörern gefällt, dann klatschen und lachen diese, aber immer nur im Takte der Musik. So habe ich diese Indianer halbe Nächte lang auf die anständigste und höflichste Weise, beim Schein einiger Talglichter und mit den Cigarritos im Munde, ohne Essen und Trinken sich herrlich vergnügen sehen.

Hausthiere: Pferde werden in der deutschen Colonie nur als Reitpferde gehalten, die man am Seile an einen Busch in der Nähe anband, wo Gras vorhanden war und gelegentlich mit Mais fütterte. Von einem Pferdediebstahl habe ich nichts gehört, so lange ich in der Colonie war.

Maulthiere hatten die Zuckerplantagen von Stein und Sartorius, sowie die Kaffeplantagen von Gründler eine bedeutende Menge, die sie zum Transport ihrer Produkte gebrauchten. Ueber diese Maulthiere war ein Aufseher gesetzt (ein mayor domo). Sie liefen frei in der Umgegend herum.

Kühe gab es keine, außer in der vaccería, die ich früher beschrieben und die unter einem besonders angestellten Hirten bestand. Milch und Butter war nicht zu haben. Zugochsen gab es

nicht. Auf sämmtlichen Plantagen der Colonie gab es keinen Pflug und doch hätten die Zuckerplantagen zur Zeit des Pflanzens täglich Doll. 20 sparen können, wenn sie die Furchen zum Pflanzen des Zuckerrohrs mit dem Pflug gezogen hätten, statt sie von den indianischen Arbeitern mit dem Tencole ziehen zu lassen, welches, wie früher erwähnt, nichts ist, als ein zwei Fuß langes schweres Waldmesser mit einem Hacken an seiner Spitze.

Schweine sah ich nur an Seilen angebunden bei den Häusern der Indianer.

Ziegen kamen manchmal zu Zehntausenden, die mit einem halben Dutzend, oder mehr Hirten und Hunden eine nomadische Lebensart führen, so daß sie im Sommer in der tierra fria und im Winter in der tierra templada und caliente waren. Alle Hügel der Umgegend waren dann mit diesen meckernden Heerden bedeckt und in drei Tagen waren Savannen und alle Gebüsche so kahl abgefressen, als wären die Heuschrecken im Lande gewesen. Die Raubthiere folgten diesen großen Heerden und manche Ziege ging trotz der Wachsamkeit der Hirten verloren, manche wurde auch nebenhinaus, por dos reales das Stück von den Hirten verkauft. Als ich mich nach der Verwendung dieser großen Ziegenheerden erkundigte, erfuhr ich, daß dieselben Lichterziehern in Mexiko gehörten, die sie des Talges wegen hielten.

In dem Leben der in dem Naturzustande lebenden Thiere ist manches sehr eigenthümlich.

Affen gibt es dort verschiedene Arten. Manche leben heerdenweis und wandern. Sie wissen genau zu welcher Zeit und an welchem Ort bestimmte Früchte reif sind. Sie lieben sehr die Schoten der Vanilla, sowie Käfer. Beides reizt ihren Geschlechtstrieb. Geschichten, daß Affen Frauen entführt haben sollen, wurden auch in Mexiko erzählt, jedoch von keinem Verständigen geglaubt, dafür sind die mexikanischen Affen doch nicht groß und stark genug. In der Nacht hört man die Affenheerden oft bellen wie Hunde. Herr C. Friederich verwundete einen Affen einst durch einen Schrotschuß, ohne ihn zu tödten. Das Thier erhob ein entsetzliches Geschrei, worauf in den hohen Gipfeln der Bäume eine ganze Affenheerde, wie ein Sturmwind herankam. Hr. F.

verhielt sich ganz ruhig. Die Affen getrauten sich nicht herunter zu ihm, warfen aber mit dürren Aesten nach ihm und als sie die nicht mehr haben konnten, warfen sie mit ihren Excrementen nach Hr. F. und ließen ihren Urin auf ihn.

Eine Art kleiner wilder Schweine (Peccari) lebt in großen Heerden und wird Menschen gefährlich. Schon manchmal hat ein Jäger sich vor ihnen auf einen Baum flüchten müssen. Ich habe oft Spuren von vielen Hunderten dieser Thiere zusammen gesehen.

Mehrere Papageienarten leben heerdenweis, so die dort sogenannte Cotorra. Diese kommt in ganzen Flügen des Morgens aus der tierra caliente herauf in die tierra templada zur Atzung und fliegt am Abend wieder in ihr Nachtquartier in der tierra caliente zurück. Bemerkenswerth ist es, wie diese Vögel immer paarweis neben einander fliegen. Einzelne Junggesellen fliegen hinter dem Zuge her.

Ein auffallend schöner Papagei von ziemlich großer Art ist von brennend rother Farbe.

Colibriarten sind sehr mannichfaltig und häufig. Interessant ist es diese Thierchen zu beobachten, wie die Männchen die in einer Reihe, ruhig auf einem Zweige sitzenden Weibchen, von allen Seiten umschwärmen, vor und rückwärts, über und unter dem Zweige in einem Bogen um das Weibchen herumfliegen.

Die großen rothen, dickköpfigen Ameisen im südlichen Mexiko sind wohl dieselben, wie die texanischen, nur noch etwas größer und sind dort den Maishäusern sehr gefährlich, da sie während der Nacht, wenn ausgekörnter Mais sich in dem Maishause befindet, oft einen bedeutenden Theil davon hinwegtragen.

Jede Ameise trägt ein ganzes Maiskorn auf einmal. Deswegen heißt in Mexiko auch diese Ameisenart Arrieros (Fuhrleute).

Eine Ameise ganz eigenthümlicher Art ist die Wanderameise, eine ziemlich kleine schwarze Ameise. Sie scheint fast beständig zu ziehen. Sie laufen schnell, oft nur in einem fingerbreiten Streifen. Wenn sie in ein Haus kommen, durchsuchen sie das ganze Haus und reinigen es von allem Ungeziefer, von Flöhen, Wanzen, Scorpionen 2c. Die Wanderameise ist ein sehr friedliches

Thier, wenn man sie ungestört gehen läßt. Ein Zug von Wanderameisen dauert oft 3 bis 4 Tage und Nächte. Einmal kamen die Wanderameisen in meine Hütte, zogen an dem Tischbein hinauf über meinen Tisch und um meinen Teller herum. — Merkwürdig ist das Wandern der Schmetterlinge z. B. des Colias, Heosilica, Morpho, Achilles, Leilus u. A. nach Nordosten. Ohngefähr in 6 Wochen kommen viele dieser Schmetterlinge abgeflogen und ohne Eier wieder zurück. — Wer die metallische Farbenpracht dieser großen Tagschmetterlinge noch nicht gesehen hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Ein sieben Zoll breiter mit schönster blauer Färbung und mit $^3/_4$ Zoll großen Augen auf den Flügeln, die einem ordentlich anzusehen scheinen, ist eine neue Art und wurde Morpho Uranus genannt. Auch herrliche neue Käferarten fanden wir, namentlich einen großen lebhaft grünen Käfer, mit glänzenden Punkten, der zum Geschlechte Culopygos gehört.

Die deutsche Colonie: Nachdem die niederrheinische Bergwerksgesellschaft sich aufgelöst hatte, blieben mehrere ihrer Beamten in Mexiko und unter diesen ein seit den deutschen Volksbewegungen von 1817 her bekannter Herr Sartorius und Gründler. Herr Sartorius associrte sich mit Herrn Lavater, welcher früher Schweizer Consul und Kaufmann in der Stadt Mexiko war und beide gründeten auf einer League Land, die die Kaufleute Stallforth und de Wilde in Veracruz erworben hatten, die früher erwähnte Zuckerplantage Mirador. Fast zu gleicher Zeit, scheint es, erstand Herr Gründler ein Stück Land auf derselben League, auf welchem sich ein mexikanischer Rancho befand und legte eine größere Kaffeplantage an. Die Hacienda Mirador verkauften dann die Herren Sartorius und Lavater an einen Herrn Stein, der bei der niederrheinischen Bergwerksgesellschaft, wie man behauptet, während dem Fallissement dieser Gesellschaft ein bedeutendes Vermögen gemacht habe. Stein übergab seinem jüngeren Bruder, der schon zur Zeit als noch Sartorius und Lavater im Besitz von Mirador waren dort eine Tienda (Store) hatte, die Verwaltung von Mirador. Sartorius und Lavater legten dann am unteren Theile

der League, nach der tierra caliente zu, eine andere Zuckerplantage an, die sie Zaquapan nannten.

Nicht lange vor unserer Ankunft in der Colonie waren dort mehrere Deutsche eingetroffen, die sich angekauft und angebaut hatten. Ein Herr Ziehl von Nordhausen mit Frau und mehreren Kindern, hatte eine kleinere Kaffepflanzung angelegt, baute Tabak und machte Cigarren. Ein Herr Renker, ein junger kräftiger Mann aus Lauterbach in Hessen, hatte einen Knecht bei sich und baute mit Hülfe von mexikanischen Taglöhnern Mais und Tabak. Ein anderer junger Mann aus Lauterbach, Bär, seines Geschäftes ein Apotheker, wohnte mit einem Knechte zusammen und hatte den unglücklichen Einfall in der Colonie eine Bierbrauerei anzulegen, wo ein großer Mangel an Gästen und an baarem Geld war. Ein deutscher Arzt, Dr. Eichhorn, der früher in Ostindien, Neu-Orleans und Tampico prakticirt hatte, wohnte auf der Hacienda Zaquapan, wo er eine Pflanzung von Ricinus angelegt hatte, um Oel im Großen daraus zu bereiten. Er hatte damals noch kein Resultat erzielt. Herr Eduard Friederich, einer meiner Reisegefährten, hatte sich eine einsame Ecke Landes gekauft, das den Namen el rincon del faisan (Fasanenecke) hatte; darauf baute er ein mexikanisches Häuschen und ließ sich von Nordamerika mehrere Maschinen zum Entkörnen und Mahlen des Maises kommen. Herr O. Friederich, mein anderer Reisegefährte, wohnte eine Zeit lang auf dem Gipfel eines einsamen Wald-Berges mit mir zusammen in einer selbstgebauten Hütte und wir beschäftigten uns derzeit blos mit Sammeln von Naturalien. Später half Herr O. Friederich dem jüngeren Stein, von uns gewöhnlich Don Carlitos (das Karlchen) genannt, in der Verwaltung von Mirador und ich leitete die doppelte Brennerei in Zaquapan, die Tag und Nacht fortging. Bei der gleichmäßigen Temperatur erfolgte die Gährung bis auf die Stunde regelmäßig und eine starke Quelle, die beständig durch das Kühlfaß lief, ersparte die Mühe des in Brennereien gewöhnlichen Aufpumpens. Auch Herr O. Friederich hatte unter der Hand ein Stück Wald geklärt,

10,000 Kaffebäume gepflanzt und das Holz zu einem deutschen Hause selbst behauen.

Außerdem wohnte noch in der Nähe auf einem kleinen Rancho ein Franzose, welcher die Faßbinderarbeit für die beiden Brennereien besorgte. Auf Mirador wohnte ein deutscher Schreiner und ein deutscher Schmied, und in Zaquapan ein deutscher Töpfer und Ziegelbrenner, welcher außer den thönernen Formen für die Zuckerraffinerien auch noch etwas andere Arbeit lieferte. Das Schneider- und Schuhmacherhandwerk in der Colonie wurde durch Mexikaner versehen.

Die ganze Colonie bestand zusammen aus ohngefähr 19 erwachsenen Männern, von welchen 5 verheirathet waren. Lavater war mit den Ansiedelungsplänen von Sartorius nicht sehr einverstanden, er nannte es eine unglückliche Idee, daß Sartorius den Nordamerikanern nachahmen wollte, wo ganz andere Verhältnisse seien. Eine Landspeculation durch Anziehung deutscher Einwanderer schien freilich eine ganz vortheilhafte Sache zu sein, da das Land in Mexiko unendlich wohlfeiler, wie in den nördlichen Staaten zu erlangen ist; allenfalls von der Regierung als Grant, oder von einem Privatmanne geschenkt unter der Bedingung, es mit Einwanderern zu besiedeln, an die man es dann verkaufen könnte. — Während unseres Aufenthaltes in Mexiko sagte einmal Minister Arriaca, daß er 100 Leguas Land in der Nähe von Cordova besitze, daß er 25 davon an Jemand verschenken wollte, der sie mit deutschen Ansiedlern besiedele, denn seine übrigen 75 Leguas wären dann mehr werth, als jetzt seine 100.

Eine so kleine Colonie wie die deutsche, die wie eine Einsiedelei und fast abgeschnitten von allen Verbindungsstraßen in der Einsamkeit liegt, kann die verhältnißmäßig unbedeutenden Erzeugnisse ihrer kleineren Farmer zu keinem Markte bringen. Hätte man auch Kaffe in größeren Quantitäten erzeugt, man hätte nur nach großen Städten, wo viele Ausländer wohnen, wie Mexiko und Veracruz, Absatz haben können, denn die Mexikaner selbst trinken wenig Kaffe. Kleine Quantitäten hätten den Transport (mit Maulthieren) nicht getragen und bei größeren

Quantitäten wäre bei dem vertheuerten Bau durch indianische Arbeiter und durch die theuere Spedition des Herrn Carlitos Stein auch nicht viel herausgekommen. Dasselbe Bewandtniß hatte es mit den anderen Producten der kleineren Farmer. Ueberhaupt aber lastete auf allen Familien und Einzelnen, außer den selbstständigeren von Sartorius, Lavater und Gründler, das Aussauge-System von Carlitos Stein. Alle Bedürfnisse waren nur durch ihn zu beziehen, wenn man nicht selbst Transport-Maulthiere und Treiber halten konnte. Stein betrieb auch den Fleischverkauf der Colonie. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Ochsen schlachten, dessen Fleisch er die Aroba (25 Pfund) für 14 Reales, Doll. 1. 75 Cents verkaufte, das ist das Pfund zu 7 Cents, während ihn die Ochsen auf jeden Fall billiger zu stehen kamen, wie derzeit hier in Texas den Metzgern, wo das Fleisch um die Hälfte dieses Preises verkauft wurde. Ueberhaupt aber wurde, wie Stein selbst sagte, Nichts unter 100 Procent Profit in der Tienda verkauft. In der Wirklichkeit wurden indeß wohl oft 200 bis 400 Profit genommen. So kostete z. B. eine der Macheten (Solinger Klingen) 6 Reales (75 Cents) im Ankauf und wurden von Stein für Doll. 4 das Stück (also mehr als fünfmal so theuer) verkauft. Alle kleineren Farmer und Handwerksleute der Colonie zahlten und erhielten Zahlung fast lediglich durch Abrechnung mit Stein, wo er sich nicht scheute, bis ins Kleinste einen schäbigen Profit zu machen. So kosteten z. B. Briefe, die mit Schiffsgelegenheit an Stallforth und de Wilde kamen, Nichts. In die Colonie wurden sie gelegentlich mit einem rückkehrenden Maulthiertransport geschickt, der Zucker und Chinguirito nach Veracruz gebracht hatte, und für solche Briefe berechnete Stein manchmal Doll. 2 für das Stück. Zur Zeit der Ernte kaufte er regelmäßig von armen umwohnenden Indianern den Mais auf, der dann von diesen leichtsinnigen Menschen um einen wohlfeilen Preis zu haben ist, obgleich sie ihn dann noch vor der nächsten Ernte für das Doppelte zurückkaufen müssen, natürlich nicht für baares Geld, sondern auf Credit bei Stein. So hatte Stein, um dieses Geschäft ausgedehnter betreiben zu können, dem Herrn D. F., welcher eine Summe baares Geld

vorräthig hatte, die Partnerschaft dieses Maishandels angetragen, fand es nach gemachtem Geschäfte indeß doch vortheilhafter, Herrn F., Zinsen von dem geliehenen Gelde zu bezahlen, als den Profit mit ihm zu theilen. Doch nicht nur in diesen kleinen Geschäften scheute Stein die Concurrenz, sondern ganz besonders in seinem Absatz von Zucker und Chinguirito nach dem nicht sehr weit entfernten Städtchen Cordova, und er hätte es deßhalb gar nicht gerne gesehen, wenn Herr F., welcher die Mittel hatte, in der Nähe eine Zuckerplantage errichtet hätte.

So lange kein stetiger, sondern nur ein gelegentlicher Absatz für die Produkte von kleineren Farmern, so lange keine Fahrstraßen für Wagen bis nach den Absatzplätzen vorhanden sind, auf welchen der Farmer auf seinem eigenen Fuhrwerke, ohne Vermittlung von theuren Maulthieren und Speditionen à la Stein seine Produkte zu Markte bringen kann, müssen wir eine so kleine abgeschlossene in der Wildniß liegende Colonie, wie die beschriebene, für ein Unding halten, das in sich selbst verkommen muß und in welcher alle Handwerker und kleineren Farmer niemals aus der pecuniären Abhängigkeit eines Peons herauskommen können.

Ganz verschieden werden sich indeß schon in den nächsten Decennien die Colonisationsverhältnisse in Mexiko gestalten. Ein Land, welches in Hinsicht seiner Natur- und Culturprodukte so überreiche Hülfsquellen hat, muß unter richtiger Bewirthschaftung und mit Communications- und Transportmitteln versehen, bald eine der ersten Stellen im Welthandel einnehmen. Wenn erst einmal die jetzt schon projectirten Eisenbahnen das Innere des Landes mit den Ausfuhrhäfen verbinden, dann wird bald ein unternehmendes Geschlecht von Amerikanern und Europäern nach Mexiko strömen, und dann durch Fleiß und Reichthum verbunden mit geistiger Ueberlegenheit die kümmerliche spanisch-mexikanische Civilisation verdrängen und im Sinne der Engländer, Deutschen und Franzosen europäisiren. Eisenbahnen, Transitstraßen, Handelsinteressen, Landspeculationen, Vervollkommnung des Landbaues, Hebung der Manufacturen, bessere Ausbeutung der Bergwerke, steigender Nationalreichthum und mit ihm ver-

mehrte Bedürfnisse, civilisirte Genüsse und geistige Bildung werden dann in verhältnißmäßig kurzer Zeit auch Mexiko in das materiell und geistig rege Leben der Neuzeit hinein ziehen. — Die Tage der Abgeschlossenheit nach außen, die Mexiko von Spanien geerbt hat, sind gezählt. Die mexikanische Population ist ohnedies kein homogenes nationales Ganze, sondern nur ein Aggregat von fremdartigen nationalen Elementen, die sich unter einander mißtrauen und anfeinden. Den materiellen Vortheilen und den geistigen Annehmlichkeiten einer höheren Civilisation werden die spanisch redenden Städte nicht lange widerstehen können und die unter sich selbst uneinigen und sich anfeindenden Stämme und Nationalitäten der indianischen Einwohner, die im Allgemeinen nur die Parias und die Leibeigenen der Nation und der Inkas waren, und von jeher an Resignation gewöhnt sind, von der sie das ihnen später aufgepfropfte Christenthum keineswegs befreit hat, die kümmern sich wenig um Politik und sociale Stellung, die waren unter spanischer Herrschaft ebenso zufrieden, wie unter ihren Inkas, die machten keine Revolution gegen Spanien und stellten kaum Mannschaft während der ersten Revolution ins Feld. Es sind blos die Abkömmlinge der Weißen, Mestizen und Mulatten und die Pfaffen, die die Indianer zur Revolution aufhetzten.

Die Indianer haben aber so viele achtbare Eigenschaften, daß sie trotz ihrer Verschlossenheit, Anhänglichkeit an der Weise ihrer Väter im Ackerbau, Gewerbe und Hauswesen und ihrer scheinbaren Indolenz, doch sicher, obwohl langsam, für einen höheren Culturzustand gewonnen werden können, sobald nur zuversichtlicher Erwerb und sicherer Besitz in Aussicht gestellt werden kann. Mit einem Wort, die große Masse der Bevölkerung, die indianische, legt den Ansiedlern in ihrem schönen, nur spärlich bewohnten Lande, gewiß nur wenig Schwierigkeiten in den Weg und die Bastardbevölkerung der Mischlingsracen, die das Contingent zu den Aufwieglern, Tagdieben, Revolutionären und Räuberbanden stellt, ist verhältnißmäßig so gering, daß schon nach einer zehnjährigen Dauer eines europäischen Einwandererstromes die politischen und socialen Verhältnisse von Mexiko sich völlig umgeändert haben müßten.

Sollte dann allenfalls unter der braunen Mischlingsrace ein Aufstand gegen die Weißen sich bilden, so wäre dies, wie Sartorius und andere mit den Verhältnissen wohl bekannte Männer glaubten, das Zeichen zu ihrer völligen Vernichtung, sie wären dann nur um so früher ihrem Schicksale verfallen. „Sie wird ausgelöscht werden aus der Reihe der Nationen, denn sie hat nicht mehr die Kraft einer energischen Entwicklung, sie kann dem Strome der kaukasischen Race nicht wiederstehen.“ So sprachen diese Männer schon vor 23 Jahren, ehe noch an ein Abreißen der Provinz Texas und an Filibustierzüge gedacht wurde. Ja, in scherzhafter Weise wurden damals unter uns schon die kühnsten Filibustiergelüste ausgesprochen, indem wir gar nicht an der Unmöglichkeit zweifelten, durch deutsche Actien und ein deutsches Heer von Freiwilligen das schöne so wenig bewohnte und so ungenutzte Land erobern zu können, sobald nur europäische und nordamerikanische Politik nicht intervenire.

Wie die Kreuzzüge und der napoleonische Krieg die entferntesten und abgeschlossensten Völker in nahe Berührung brachten und dadurch mächtige Träger der Ideen wurden, so hat in kleinerem Maßstabe der mexikanisch amerikanische Krieg beide Völker plötzlich in genaue Bekanntschaft mit einander gebracht und der jetzt schnell in Mexiko einschneidenden Speculation vorgearbeitet; keine Filibustierzüge werden Mexiko jetzt erobern, aber die Polypenarme der Eisenbahnen und der materielle Vortheil wird Mexiko in den unvermeidlichen und ununterbrochenen Verkehr mit den civilisirten Nationen bringen und es für die Cultur erobern. Wir sind überzeugt, daß diese Entwicklungen in Mexiko zu dem Interessantesten der nächsten Zeit gehören werden und wir hoffen es noch zu erleben, deutsche Colonien von ganz anderer Lebenskraft dort entstehen zu sehen, wie die, in der wir vor 23 Jahren gelebt haben und über die wir nur berichteten, weil wir die Verhältnisse in Mexiko für so stagnant halten mußten, daß auch das damals Erlebte jetzt noch dort gilt. Was die mercantilen und sozialen Verhältnisse betrifft und namentlich die Gründung von Colonien, das wird sich jetzt in einem Jahre mehr ändern, als früher in Hundert.

Wenn ich zu Anfang meines Berichtes gesagt habe, wie und warum ich nach Mexiko gekommen bin, so muß ich zu Ende meines Berichtes füglich auch sagen, wie und warum ich wieder von Mexiko weggegangen bin. Nach dem vorhergehenden Abschnitte sollte man denken, daß das Warum keiner näheren Erläuterung mehr bedürfe. Wer wollte wohl in einer Colonie und in einem Lande leben, wo ihm die voraussichtlichen Zustände für alle Zukunft eine unwürdige Abhängigkeit von ein paar Menschen prophezeien?

Unsere Handlungen werden jedoch nicht blos von einfachen Gedanken und Willensbeschlüssen geleitet. Der Zufall, oder vielmehr die Macht der äußeren Ereignisse und gar mannichfaltige Nebengedanken haben ebenfalls einen großen Einfluß auf unsere Handlungen. So wäre ich vielleicht noch lange in der ungesunden Felsenschlucht der Brennerei von Sartorius und Lavater sitzen geblieben, wenn die Zuckerfelder dieser Herren nicht schon, nachdem ich einen Monat in den Brennereidiensten gestanden hatte, abgebrannt wären. (Wenn das Zuckerrohr seiner Reife entgegen geht und von der Mittagssonne erwärmt ist, dann ist es ein äußerst brennbares Material.) Bald nach meinem Abschiede von der Brennerei kam ich in eine bei weitem angenehmere Stellung und wäre vielleicht noch längere Zeit in Mexiko geblieben, wenn der texanische Krieg nicht ausgebrochen wäre.

Ich hatte früher schon eines Herrn Gründler erwähnt, welcher eine Kaffeplantage in der Colonie besaß. Dieser Herr lud mich freundlich ein, zu ihm auf seine Plantage zu ziehen. Ich hatte früherhin wenig Gelegenheit gehabt Gründlers persönliche Bekanntschaft zu machen, denn leider bestand auch in der deutschen Colonie, so klein sie war, doch schon eine gute Portion von der bekannten deutschen Uneinigkeit, die beinahe bis zur persönlichen Anfeindung sich gesteigert hatte; und da ich zufällig zuerst mit Stein und Sartorius bekannt geworden war, die nur tadelnd gegen Gründler sprachen, so ist es natürlich, da man ohnedies weit auseinander wohnte, daß ich die nähere Bekanntschaft von Gründler nicht gerade suchte. Die Gründe der Mißhelligkeit zwischen Gründler, den Herren Stein, Satorius und Lavater

scheinen übrigens viel zu unbedeutend gewesen zu sein, als daß man durch sie sich hätte sollen verleiten lassen das freundliche Zusammenleben von ein paar in einer abgeschlossenen Wildniß lebenden Menschen zu stören. Ich für mein Theil habe so wenig Antheil an diesen Reibereien genommen, daß ich die unbedeutenden Ursachen derselben meist vergessen habe. Nicht so Herr E. F., dessen Indignation gegen Gründler so weit ging, daß er ihn forderte. Schon war im Walde ein Platz von Gestrüpp gereinigt; ich selbst hatte es leider nicht abschlagen können, bei diesem für die kleine Colonie so höchst unangenehmen und ich möchte sagen unnatürlichen Ereigniß, die Stelle eines Sekundanten zu übernehmen. Eben sollte Gründler auf dem Platze erscheinen, als uns Sartorius, welcher mittlerweile von der Sache erfahren hatte, einen Boten schickte, durch den er uns benachrichtigte, daß das Duell nach mexikanischen Gesetzen als ein Criminalverbrechen betrachtet würde und daß er verpflichtet sei, davon Anzeige zu machen. So unterblieb das Duell.

Als ich späterhin mit Gründler eine Zeit lang zusammen lebte, lernte ich ihn als einen besonnenen und ordnungsliebenden Mann kennen, der freilich nicht in demselben Grade eine interessante Conversation führen konnte, wie Sartorius, bei dem ich indeß dennoch, außer meiner früheren Einsiedelei, die angenehmsten Tage in Mexiko verlebte. Jeden Morgen standen wir vor Sonnenaufgang auf, Gründler machte Kaffe auf einer Kaffemaschine und jedesmal bei dem Anblick des schönen Sonnenaufganges über dem Meere nahmen wir unser Frühstück ein. Nach dem Frühstücke gingen wir auf die Felder und theilten den indianischen Arbeitern ihre Tareas (Tagesarbeit) aus, die auch jedesmal am Abend, wenn wir dieselben nachsahen, von den Arbeitern pünktlich vollendet waren. Gewöhnlich des Morgens beim Frühstück lasen wir mexikanische Zeitungen und am Abend spielten wir Schach. Nirgends sonstwo in der Colonie habe ich bei Leuten Zeitungen lesen oder Schach spielen sehen. Wir führten in unserer Abgeschlossenheit ein so gemüthliches Leben, daß mir dabei die Phäaken des Homer einfallen mußten; aber nichts desto weniger nahmen wir durch das Medium der Zeitungen den leb-

haftesten Antheil an Allem, was in der Welt geschah. Oft konnte man in einzelnen Artikeln der mexikanischen Zeitungen ganz deutlich wahrnehmen, daß eine nicht unbedeutende Partei in Mexiko den größten Antheil an den Texanern nahm und daß man nach dem rühmlichen Widerstand, den Zacatecas dem Usurpator Santa Anna geleistet hatte, und dessen Bürger so schonungslos massacrirte, wie später Fannins Division, man nur noch auf Texas die letzte Hoffnung setzte, daß die Constitution von 1824 aufrecht erhalten würde. In dem „Diario del Gobierno" erschienen neben ganz bombastischen Artikeln, „wie das mexikanische unüberwindliche Heer, auf seinen Fahnen das heilige Bild der Guadalupe (Maria) über den Rio Grande tragen und die Ketzer züchtigen und ausrotten würde, die sie, wie eine Schlange in ihrem Busen aufgenommen hätten"; wieder andere Artikel, die unverkennbar von Freunden des texanischen Aufstandes geschrieben waren, z. B. eine lebhafte Schilderung von Milan, der die mexikanische Freiheit mit erkämpfen half und dann später von Kerker zu Kerker geschleppt wurde, wie er sich durch Schwimmen über den Rio Grande rettete, wo mexikanische Freunde ihm ein starkes Pferd zur Flucht bereit hielten, auf dem er, gleich Mazeppa einen tollen Ritt durch eine mehrere hundert Meilen lange Wüste machte, bis endlich sein Renner und er entkräftet niederstürzten. So lag Milan in der Nähe von Goliad in einem Muskitgebüsch. Er hörte eine bewaffnete Schaar sich nähern nnd schon glaubte er, daß dies seine mexikanischen Verfolger seien; da vernimmt er die seinem Ohr so freundlich klingende englische Sprache. Es war ein Trupp Texaner, die die Festung Goliad überrumpeln wollten. Auf ein freudiges Erkennen wird Milan einstimmig zum Anführer der Expedition erwählt, die er auf das Glorreichste ausführt", und die bis in ihre Einzelnheiten mit lebhafter Theilnahme des Berichterstatters im Diario beschrieben wird. Ebenso konnte man im Diario oft ganz vortrefflich „übersetzte" (?) Freiheitslieder der „frechen" texanischen Rebellen finden, die allem Anschein nach nur spanisch geschriebene Originale waren. — Die mexikanischen Zeitungen nannten Santa Anna oft schmeichelhaft den Napoleon des Westens, und es klang fast wie Ironie, wenn es nicht viel-

leicht Dummheit des Verfassers eines langen Artikels war, den „glorreichen nördlichen Feldzug" nach Texas mit dem russischen Feldzuge zu paralisiren.

Ich erkannte es, daß grade jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo ich den ursprünglichen Plan meiner Reise nach Texas auf die interessanteste Weise ausführin konnte. Wenn ich mich eilte, so konnte ich Texas noch erreichen, ehe der Kampf entschieden, vielleicht ehe noch Santa Anna's Armee mit den Texanern zusammengetroffen war. Jetzt eröffnete mir Gründler, aber zu spät, sein Anerbieten, daß ich seine Plantagen so lange verwalten sollte, bis er sich einen Partner aus Europa geholt habe, der ihn durch Geldmittel in den Stand setze, sein Unternehmen mit mehr Nachdruck zu betreiben. Mein Entschluß nach Texas zu gehen, war indeß schon gefaßt. Ich hatte mir ziemlich viele Sachen von den Vereinigten Staaten nach Mexiko nachschicken lassen, für die ich dem Herrn Carlitos Stein bedeutende Transportkosten hatte zahlen müssen, und die ich nun alle zu einem sehr niedrigen Preise aus der Hand verkaufen mußte, wofür ich dann statt Zahlung eine Anweisung an Stein erhielt, der mich zuletzt in schwerem Kupfergeld auszahlte, das ich erst in Veracruz wieder auswechseln mußte. Für die Reise war ich nun bald gerüstet. Nur einen starken Anzug für den Krieg ließ ich mir von dem mexikanischen Schneider auf Mirador neu machen. Da zu der Zeit grade eine Silber-Conducta aus dem oberen Lande nach Veracruz unterwegs war, und in letzter Zeit auf der Landstraße mehrere Mordthaten stattgefunden hatten, so mußte ich den Weg bis Veracruz für sehr unsicher halten. Ich ließ mir daher von Stein vier starke Pferde mitgeben, die wir, ich und ein mexikanischer Diener, abwechselnd ritten, während jeder von uns ein Pferd an der Hand führte.

Da man in Mexiko auf Reisen gewöhnlich Galopp reitet und wir ohnedieß der Räuber wegen, unsere Reise sehr beschleunigten, so kamen wir schon am zweiten Tage Nachmittags in Veracruz an, aber leider nicht ohne einen für mich empfindlichen Unfall, denn während des schnellen Reitens in der Nacht war das Mantelsäckchen mit meinen Kleidern verloren gegangen.

Mein mexikanischer Begleiter führte damals grade das Pferd, auf welchem der Mantelsack sich befand und ohne Zweifel hat der Mexikaner denselben selbst abgeschnallt und in eine Hecke geworfen, um ihn auf dem Rückwege mit nach Hause zu nehmen. Dieser Mexikaner hatte bei unserer Abreise den Mantelsack selbst an dem Sattel befestigt und es ist unerhört, daß eine Sache unterweges verloren gehen kann, die ein Mexikaner aufgepackt hat. Es war, mindestens gesagt, eine große Rücksichtslosigkeit, mir grade diesen Mexikaner mitzugeben, der einst als Desperado mit seiner Machete in der Hand, von mir ergriffen, auf den Boden geworfen und gebunden wurde, als keiner der in der Nähe befindlichen Mexikaner, sammt dem Herrn Stein, das Herz hatte dies auf Befehl des Alcalden zu thun. Daß dieser Mexikaner jetzt noch ziemlich feindlich gegen mich gesinnt war, konnte ich seinen Gesprächen mit vorbeireitenden Mexikanern merken, wo ich einigemal ihn ganz vernehmbar mich einen Schurken nennen hörte („es un picaro“.) Nur einmal, während des ganzen Rittes, hatten wir uns in einem Dorfe ein paar Stunden Schlaf gegönnt, indem wir die Pferde an den Bäumen vor dem Hause eines Bekannten meines Begleiters anbanden und uns in der Nähe der Pferde auf die Erde legten. Meine Waffen und mein Hund lagen neben mir und es hätte sich nicht leicht unbemerkt Jemand nähern können. Anders war es mit meinem Mexikaner, dem seine paar Reales, die er in der Tasche hatte, und die großen Sporen während seines Schlafes von den Füßen gestohlen wurden.

Als ich zum erstenmale wieder die Brandung des Meeres hörte, die man auf eine große Entfernung hören kann, bemächtigte sich meiner eine Sehnsucht, nun auch bald das jenseitige Ufer zu erreichen, die gewiß nicht schwächer war, als einst das Heimweh von Cortez Leuten, als sie die Brandung wieder hörten.

In Veracruz angekommen, brachte mich mein Führer in eine unwirthliche mexikanische Kneipe, die ich gleich am anderen Morgen, nachdem ich die Zeche für uns beide und unsere 4 Pferde bezahlt hatte, mit der Posada des Franzosen vertauschte, bei dem ich bei unserer Ankunft logirt hatte.

Wie erzählt, hatte ich unterweges meinen einzigen ordentlichen Anzug verloren und deßhalb war ich gezwungen mit ganz schlechten Kleidern, die ich eigentlich vor Veracruz wegwerfen wollte in der Stadt zu erscheinen. Mein Empfang bei Stallforth und de Wilde (den Agenten der Colonie) war deßhalb auch sehr kalt, und man stellte mir vor, daß ich noch nicht einmal in ein Hospital aufgenommen würde, im Fall ich erkranken sollte. Auf unserem Wege nach Veracruz hatten wir auch wirklich schon die Vorboten der Krankheit gesehen, nämlich viele große Landkrebse, die zum Eierlegen nach der Küste wanderten. Diese Krebse sind ganz von derselben viereckigen Gestalt, wie die Seekrabben und ohngefähr 4 bis 5 Zoll breit, sind aber nicht eßbar, indem sie fast kein Fleisch haben und wenn genossen Fieber verursachen sollen. Allemal im Frühjahr, ehe die kranke Zeit anfängt, kommen diese Krebse auch nach Veracruz, wo sie eine wahre Plage sind, weil sie in der Stadt in die Brunnen und Keller fallen und daselbst verfaulen.

Wahrscheinlich mußten die Herren auf dem Comptoir von Stallforth und de Wilde glauben, ich komme, um ihre Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Sie riethen mir, nur so schnell wie möglich wieder zur Colonie zurückzukehren. Auf ihr gnädiges Anfragen, was sie für mich thun könnten, antwortete ich ihnen auch ganz trocken: „Zahlen Sie mir diesen Wechsel aus," indem ich ihnen das betreffende Papier präsentirte.

Zum guten Glück hatte ich auf meinem zweiten Pferde noch einen kleinen Bündel, der nicht verloren war und in dem unter Anderem ein Paar schwarzseidene Tricothosen und desgleichen Jacke sich befanden, deren ursprüngliche Bestimmung war, als Unterkleider zu dienen, die ich nun aber nothgedrungen als phantastische Oberkleider tragen mußte. Dazu die langen Wasserstiefel und die rothe mexikanische Binde hätten freilich besser für einen Maskenzug, als fürs tägliche Leben gepaßt. In Veracruz jedoch, wo viele Fremde sich sehen lassen, mußte mein Anzug so auffallend nicht sein und in meinem Wirthshause schloß sich mir, wahrscheinlich durch mein sonderbares Aussehen verleitet, ein junger spanischer Schauspieler, der eben von Havanna gekom-

men war, so freundlich an, daß ich mit ihm von einem Teller essen und aus demselben Glase trinken mußte, und da wir zusammen auf einer Stube wohnten, so deklamirte er mir oft ganze Rollen vor. Die Heldenrollen schienen indeß seine Force nicht zu sein und er nahm sich wirklich sehr possirlich aus, wenn er in der höchsten Ecstase eines falschen Pathos, mit meinem türkischen Yatagan in der Hand, den Julius Cäsar würdig darzustellen glaubte. — Obwohl nun dieser junge Schauspieler ein ziemlich oberflächlicher und gar nicht besonders interessanter Mensch war, so war er mir doch mit seinem uninteressirten Wohlwollen eine gar freundliche und angenehme Erscheinung, nachdem ich von den deutschen Kauf- und Landsleuten so kalt und abstoßend behandelt worden war.

Schon 8 Tage hatte ich auf eine Schiffsgelegenheit gewartet und es fing an, mir schon ziemlich unheimlich zu werden. Um mich etwas zu erheitern, lief ich vor die Stadt, aber da war nur eine traurige Umgebung, monotone Cactusgebüsche der großen Opuntia, fast ohne alle Vegetation. Dann kam ich an die Ruinen eines alten Klosters, in dem ein paar Bettlerfamilien wohnten, die die kahlen Thür- und Fensteröffnungen ihres armseligen Aufenthaltes mit alten Lumpen zugehängt hatten. Nur das immer bewegliche Meer mit seinem mannichfaltigen Auswurf am Strand konnte noch einigermaßen auf eine unterhaltende Weise meine Aufmerksamkeit fesseln. Conchylien und Tangarten und einzelne von Bohrwürmern und mit Entenmuscheln bevölkerte Schiffstrümmer lagen da umher. Manchmal brachten die einstürzenden Wogen etwas Neues und so kam eben eine Anzahl Spielkarten auf einer Welle herangetrieben und wurde zu meinen Füßen auf den Strand geworfen. Zufällig waren die Karten verdeckt gefallen. „Nun wenn das Meer mir die Karte schlagen will," sagte ich, „so nehme ich es an," und mit diesen Worten hob ich zwei Karten auf. Es war Herz As und zwei Schwerter (die altdeutschen Karten der Lanzknechte, die immer noch in Mexiko gebräuchlich sind.) Da dies ein gutes Omen war, so erlaubte ich mir dießmal ein Bißchen abergläubisch zu sein und kehrte bedeutend erleichtert zur Stadt zurück. In einer der ersten

Straßen, durch die ich kam sah ich vor der Thüre ihres Hauses eine Mexikanerin mit zwei Kindern sitzen, die Pepitas (große Kürbiskerne) schälten und in der heiteren Stimmung, in der ich mich befand, konnte ich mich nicht enthalten, die Frau mit einem Verse aus einem bekannten Fandango anzureden, „ob sie mich bei ihrer Arbeit nicht in Dienst nehmen wolle." Freundlich antwortete mir die Frau ebenfalls mit einem Verse, und so war ich bei der Familie eingeführt, die zwar arm war, aber die ihrem Menschenwerthe nach für mich bei weitem mehr Geltung hatte, als eine personificirte Handelsfirma. Ebenso machte ich noch an dem nämlichen Abend die Bekanntschaft eines jungen Veracruzaners aus den mittleren Ständen, indem ich ihn geradezu ansprach er möchte mich an die öffentlichen Vergnügungsorte der Stadt führen. Meine Ausbeute an Erfahrungen war da nun freilich nicht groß. Zuerst führte er mich an einige Häuser, wo man auf Privatbällen nach der Musik eines Fortepiano tanzte, wo wir aber natürlich keinen Zutritt hatten. In einem öffentlichen Hause, in welchem ein Fandango stattfand, wo ebenfalls, wie in der deutschen Colonie, nur zwei Guitarrenspieler die Musik bildeten, nur waren auf dem Veracruzer Fandango viel mehr Tanzende. Der Eintritt war gratis und ebenso wurde auch Mandelmilch gratis verabreicht. Auch auf diesem Fandango ging es sehr anständig her, obwohl nur die untere Volksklasse ihn zu besuchen schien.

Auch den früher erwähnten Colonel Holzinger traf ich wieder in Veracruz. Er bot mir eine Officierstelle bei der Artillerie an, wenn ich den Feldzug nach Texas mitmachen wolle. Ich sagte ihm damals voraus, daß dieser Feldzug einen unglücklichen Ausgang für die Mexikaner haben würde und daß man in Mexiko diese Amerikaner noch viel zu wenig kenne und deßhalb unterschätze.

Endlich war ein Schiff zum Auslaufen bereit, welches nach Neu-Orleans fahren wollte, es war ein kleiner mexikanischer Schoner. Die einzigen Passagiere auf demselben waren, die Frau des Generals Mejia mit Kindern, ich und zwei junge Franzosen. Die Verpflegung auf dem Schiffe war bei weitem besser, als auf amerikanischen Schiffen und der Capitain war ein freundlicher,

wohlwollender Mann, der aber leider nicht viel von der Nautik zu verstehen schien, denn bei dem schönsten Wetter liefen wir am 4. oder 5. Tage auf einer Untiefe in der Nähe einer uns unbekannten Küste auf. Freilich war es Nacht und sie hielten die weißschimmernde Küste für eine Stadt. Der Capitain glaubte, daß wir in der Nähe von Matamoras seien. Schon sein Compaß hätte es ihm sagen müssen, daß wir mehr nach Osten zugefahren waren. Gleich am Anfang der Catastrophe wurde eins der Boote von dem Schiffe, das sich etwas auf die Seite legte, zerdrückt. In dem einzigen noch übrigen Boote wurden Frauen und Kinder und Geld, das sich in bedeutender Menge auf dem Schiffe befand, ans Land geschafft. Da aber zuletzt auch dieses Boot umschlug, so war ich genöthigt ans Land zu schwimmen.

Nachdem wir einige Tage am Strand gelegen hatten, fuhr ein Dampfboot vorbei, welches gegen gute Bezahlung die Hauptladung und Passagiere unseres gestrandeten Schiffes mitnahm. Von dem Dampfboote erfuhren wir auch, daß wir nicht sehr weit von Mobile Point, auf einer schmalen Landzunge uns befanden, an deren westlichen Ende das Fort Morgan liegt. Nur ich und die beiden Franzosen hatten es vorgezogen, zu Fuß nach Mobile Point zu wandern, das wir auch in zwei Tagen erreichten und von wo aus wir dann zu Schiffe nach Mobile fuhren.

Optimismus.

Diejenige Weltanschauung, die in der Gegenwart und Wirklichkeit die möglichst beste Welt sieht, ist nicht nur die glücklichste, sondern auch die einzig richtige Weltanschauung; denn die Welt, die Menschen und die Verhältnisse sind eben nicht besser und nicht schlechter, sondern grade so gut, wie sie gemäß der bedingenden Ursachen sein können, — und einer stetigen Entwicklung und endlichen Vollkommenheit geht nicht nur jede

Pflanze, jeder thierische Körper, jede mechanische Erfindung, jede einzelne Idee entgegen, sondern auch die ganze Menschheit mit ihren politischen, religösen und socialen Lebensverhältnissen.

Diese Art der Weltanschauung, diese Lebensansicht nennt man Optimismus. Gar oft wird die Weltanschauung der einzelnen Menschen durch die Ungunst ihrer eigenen Verhältnisse getrübt. Sie verzweifeln an der Menschheit, weil sie an sich selbst verzweifeln, und sie glauben sich zu dieser Verzweiflung berechtigt, weil sie wie in der alten Fabel vom Herkules am Scheidewege gar Viele nicht wie diesen, nach der Ehre und Tugend sich wenden sehen, sondern nach dem Inbegriff von Besitz und Genuß, nämlich „to make money“.

Hazardspiel und Gewinn hat für viele Menschen einen unwiderstehlichen Reiz. Leider kann aber immer nur ein Spieler das gewinnen, was die anderen verlieren. Die großen Spekulanten kümmern sich indeß nicht darum, wer durch ihr Spiel verliert. Sie spielen gar zu gern Hazard mit Hab und Gut und Glück ihrer Nebenmenschen. Natürlich spielen sie dabei die Banquiers, die 99 Chancen gegen eine haben. Geld! Geld! ist ihnen der Inbegriff alles dessen, was man dafür haben kann: äußere Ehre, Behaglichkeit, Gourmandisen, Trinklust, Geschlechtsbefriedigung, Rache an Feinden und vor Allem das wohlhäbige Gefühl des reichen Mannes, der da sagen kann: „Freue dich meine Seele, denn du hast zu leben auf viele Jahre!“ — Während der Universitätsjahre habe ich einen Studenten gekannt, der durch eine eigene Ideenverbindung, so oft er Geld klingen hörte, erotische Regungen fühlte. Aehnlich geht es diesen Spekulanten und Geldliebhabern. Die Summen von Dollars sind ihnen nur algebraische Gleichungen für x und y Leidenschaften. Wie viel dabei von dem Glücke ihrer Nebenmenschen aufgeopfert werde, welchen Eintrag sie durch ihr egoistisches Streben den Zwecken und der Bestimmung des Menschengeschlechts thun, das kümmert sie nicht, denn „sie wissen nicht was sie thun!“

Wer die Geschichte so eines einzigen 50 Jahre alten gold eagle wüßte? Wie oft vielleicht wegen ihm betrogen, gestohlen, geraubt, gemordet, Unschuld und Ehre verkauft worden sind, wie

mit ihm pfäffischer Humbug, Hetären und Banditen bezahlt worden sind, und wie selten er ehrlich verdient und wie viel seltener er der Barmherzigkeit, der Vaterlandsliebe und den Zwecken des Humanismus zum Opfer gebracht wurde? — Tausend Jahre dem mütterlichen Schooß der Erde anvertraut nützt ein Goldstück nicht so ab, als wenn es 50 Jahre von Hand zu Hand coursirt. — Ihr zarten Menschenhände, ihr seid nicht so weich und schuldlos wie ihr scheint, selbst Metall könnt ihr abschleifen und selbst das Gold verliert an Gewicht durch eure Berührung! — Unschuldiges reines Metall, das du einer Ewigkeit zu trotzen scheinst, wenn der mütterliche Busen der Erde dich umschließt. Unkenntlich wird dein Gepräge und fast aufgerieben wirst du, wenn du nur ein einziges Jahrhundert den Leidenschaften der Menschen gedient hast. Aber deine abgeschliffenen Atome gehen wieder zur Erde zurück, gleich den Millionen, welche die Menschen schon vor dir geprägt haben und die im Laufe der Jahrhunderte wieder verloren worden sind; und deren sind nicht wenige. So werden auch alle Leidenschaften und Irrwege, denen das Geld gedient hat, zu dem einen Ziele, zur Erreichung der Bestimmung des Menschengeschlechtes, zuletzt zurückführen. Irrwege sind ja nur denkbar, wo es einen rechten Weg gibt. Der rechte Weg führt zum Glück. Endlich einmal wird die Masse der Menschheit zur Erkenntniß des rechten Weges zum Glücke kommen.

Allmählig scheint es Licht zu werden in den Köpfen der Masse. Ein großer Fortschritt ist in letzter Zeit unleugbar dadurch geschehen, daß man den obersten moralischen Grundsatz, das erste sociale Princip, allgemeiner zu erkennen und anzuerkennen beginnt. Dieses oberste Princip ist kein anderes, als daß der Einzelne seinen Lebenszweck und sein Lebensglück nicht rücksichtslos und abgesondert von den Zwecken der gesammten Menschheit erreichen könne und daß das wahre Glück des Einen nur in dem Glücke Aller möglich wird, weil eben die ganze Menschheit an sich ein geistiges organisches Ganze ist, bei dem jedes Individuum, jedes Organ, keine Bedeutung und keinen Sinn mehr hat, wenn es außer dem Zusammenhange für sich selbst etwas bedeuten will. Daß diese Erkenntniß sich immer allgemeiner ver-

breitet, dafür zeugt das immer häufiger werdende Associationssystem bei so vielen Unternehmungen, dafür zeugen die socialistigen Experimente der neuesten Zeit, die agrarischen Bestrebungen, das Freischulensystem, die durch Hunger erzeugten Arbeiterbewegungen, die nicht sowohl daran denken den augenblicklichen Hunger zu stillen, als eine sociale Radicalkur gegen die Wiederkehr eines solchen Uebels aufzufinden; dafür zeugt die Coalition der revolutionären Elemente Europas und eine, wie in keinem früheren Jahrhundert dagewesene Freundschaft unter den europäischen Völkern.

Jetzt sind wir schon so weit, daß die Massen schon eine bessere Kenntniß des richtigen Weges zu ihrem Glücke hätten, wenn sie nicht künstlich und gewaltsam von dieser Kenntniß zurückgehalten würden. Dieses künstliche Zurückhalten der Erkenntniß und des Einverständnisses der Massen bei der schon begonnenen geistigen Bewegnng, kann aber auf die Länge der Zeit eben so wenig mehr erfolgreich sein, als ein künstlicher Damm gegen eine unabläßige Naturkraft, als ein Damm gegen stets anstürmende Meereswogen, oder ein Damm gegen einen Gletscher, der sich in ein Thal vorschiebt.

Manchen ungeduldigen Geistern scheint es indeß oft zu langsam vorwärts zu gehen. Das kommt aber daher, weil sie die Erkenntniß des Bessern als eine Errungenschaft ihres Einzellebens ansehen, die dann auch schon während ihrer Lebzeit handgreifliche Früchte bringen müssen, während doch ihre persönliche Erkenntniß eigentlich nur die Errungenschaft von vorhergegangenen Jahrtausenden des Gesammtlebens der Menschheit ist.

Ja, wem die Menschheit als ein einiges untheilbares Ganze zum Bewußtsein gekommen ist und dessen persönliche Zwecke nur noch die individuellen Erscheinungsweisen des Gesammtzweckes der Menschheit sind, der lebt selbst das ewige Leben der Menscheit.

Einjährige Pflanzen müssen schon im ersten Sommer Früchte bringen, um ihre Bestimmung zu erfüllen. Rein persönliche Zwecke von Individuen, müssen schon innerhalb eines Menschenlebens erreicht werden können. — Die langlebige Menschheit

kann scheinbar zwecklos Jahrhunderte depensiren und wird dennoch ihre Zwecke erreichen. Darum verzweifelt auch Niemand, der das ewige Leben der Menschheit selbst mitlebt, daß diese und somit auch (und zwar nur auf diese gemeinschaftliche Weise) die Einzelnen stets vollkommneren und deßwegen glücklicheren Zuständen entgegenreifen.

Diese heitere Weltansicht, die uns, selbst bei den trübsten Erfahrungen, nicht verzweifeln läßt, die uns, selbst bei der größten Noth, nicht beten, sondern handeln lehrt, diese Weltansicht nennt man Optimismus und sie ist die einzige die heftige Geister oft vor Wahnsinn und Verzweifelung bewahren kann, sie ist aber auch die Weltansicht, die weniger wie irgend eine andere erlernt, sondern verdient werden muß.

Ueber Schulunterricht.

Copirt aus der Neu-Braunfelser Zeitung vom 19. Mai 1854.

In Folge einer eingegangenen schriftlichen Anfrage, in wie weit man auf der faktisch bestehenden Grundlage des Christenthums mit der Erziehung der künftigen Generation fortbauen könne, sieht sich die Redaction abermals auf das religiöse Feld gerufen und sich genöthigt, trotz dem, daß wir keine Kirchenzeitung herausgeben, das christliche Element im Verhältniß zur Moral näher zu betrachten und dessen hemmende und fördernde Eigenschaft bei der Erziehung einer neuen Generation deutlich auseinander zu setzen.

Die eingegangene Anfrage lautet folgendermaßen: — „Ich würde vielleicht besser meine Anfrage an die San Antonio Zeitung stellen, da namentlich diese durch eine Sammlung von Aufsätzen heftiger Angriffe gegen Kirche und Pfaffenthum sich ausgezeichnet hat; allein auch Sie haben ähnlichen Sinnes in Ihrer Zeitung sich ausgesprochen und sind wohl geeignet und geneigt in meine

Vorstellung einzugehen. — Alle jene Artikel waren nur darauf bedacht einzureißen, aufzubauen wäre aber, dünkt mich, das Wesentlichere. Nicht alle Zeitungsleser sind Professoren — der angegriffene Glaube ohne Belehrung erweckt nur Haß. — In Ländern, wie das unserige, muß die Zeitung oft den Lehrstuhl vertreten. — Die neueren Forschungen, der jetzige Stand des Christenthums, sollten dargestellt, nicht bekannt vorausgesetzt werden; — Lehr= und Kinderbücher in diesem Geiste sind meines Wissens noch gar nicht geschrieben. Eben so wenig ist deutlich aufgefaßt daß: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, viel strengere Pflichten auferlegt, als irgend ein Glaube. — Statt zu versöhnen, zu vermittlen, will man nur abstreifen. — Die Lehre von der Erbsünde ist nicht so unvernüftig. Si non e vero e ben trovato. Wer Kinder hat, weiß das. — Die Lehre: Der Genuß ist erlaubt, ist weniger werth als die Entsagung. — Entsagung, Aufopferung adelt. Schon die Alten rühmten es als den reinsten geistigen Genuß; die Liebe zum Nächsten gebietet sie oft; — es gab keinen großen Mann in Krieg und Frieden, der nicht dem Geiste über die Forderungen des Körpers mehr oder weniger die Oberherrschaft erkämpfte. Ich will das erste beste kirchliche Schulbuch in die Hand nehmen, wie ich sie für meine Kinder besitze, und mit Veränderung weniger Worte von dessen Lehren alles abstreifen, was nicht mit der Vernunft, wenigstens jener Vernunft nämlich, die auch die Schwäche des Menschen und dessen gehaltloseste Stellung im Allgemeinen berücksichtigt, übereinstimmt."

„Wollen Sie nicht Ihre Feder oder die eines Ihrer Freunde dieser Frage widmen?"

Mit der Nächstenliebe des Christenthums, die in vorhergehender Anfrage als ein Grundzug dieser Religion vorangestellt ist, sind wir völlig einverstanden, nur bezweifeln wir daß es eine christliche Religion geben würde, wie sie faktisch jetzt besteht, wenn diese Nächstenliebe eingeführt würde. Keinen Religionskrieg, wie der Zaar ihn jetzt beabsichtigt, keine Ausstoßung von Ketzern, wie sie öfters noch in den Nordamerikanischen Christengemeinden vorkommen, keine politische Aufregung der irischen Katholiken gegen die Protestanten in den V. Staaten, keine Ab=

schließung durch Religionshaß und Sektenwesen gegen seine Mitmenschen würde es dann mehr geben. Könnte man zuvörderst nur einmal unter den Menschen diese vielgerühmte, selten geübte, christliche Liebe einführen, wie locker würde dann das Band des Sectenwesens und wie wackelig der Bestand der bestehenden christlichen Kirchen werden, die alle nur auf Gegensatz und Absonderung gegründet sind. Niemals ist es diesen christlichen Kirchen Ernst gewesen mit der christlichen Liebe, denn in Wahrheit sind die christlichen Sekten nur durch den christlichen Haß in ihrem Bestand gesichert.

Die Lehre von der Erbsünde ist eine grobe pfäffische Erfindung. Fehler, körperliche so wie geistige, können forterben, aber nicht die moralische Verantwortlichkeit für diese Fehler.

Gegen die Entsagung haben wir nichts einzuwenden, als daß es ein negativer Begriff ist, wie ihn die christliche Kirche gewöhnlich auffaßt. Man soll etwas nicht thun, nicht sein, oder nicht haben. — Fasse man denselben Begriff nur von der positiven Seite, nämlich, daß man etwas thun, sein oder haben soll durch die angemuthete Entbehrung, so wird sich die Forderung viel freudiger herausstellen, als nach der essenischen Entsagungslehre. z. B. Iß ein Stück Brod nicht — um deine Geliebte vom Hungertode zu retten. Ist das nicht leicht? — Ueberwinde deine Müdigkeit und deinen Schlaf, — um Weib nnd Kind vor einem nächtlichen Ueberfall zu schützen. — Setze dich der Gefahr des Feuertodes aus, — um deinen Nachbar aus den Flammen zu retten. Was negativ die Entsagung ist, das ist positiv die ehrende Zumuthung, ein edler Mensch, ein Held, mit einem Worte, ein Mann zu sein. Dazu sollten wir uns freilich von Jugend auf gewöhnen, daß es uns nicht schwer wird.

Daß man nicht nur den Körper, sondern auch die moralische Willenskraft von Jugend auf abhärten muß, damit der Mensch für das Leben tüchtig werde, das ist gewiß und darin wird jeder Pädagog und jeder Vater mit dem Fragesteller übereinstimmen.

Wenn man in neuerer Zeit dem Sinnengenuß und den heiteren Lebensfreuden wieder zu ihrem Rechte verhelfen wollte, so war das nur eine Reaction (eine Rückwirkung) gegen eine mißverstandene christliche Ascetik (Selbstkasteiung), die alles Fleischliche als vom Teufel Besessene verwirft, die befiehlt, daß man sich alles und jedes Sinnengenusses enthalten solle; wie ihrerseits die christliche (und noch viel strengere heidnische) Ascetik wieder nur eine Reaction gegen eine mißverstandene Apotheose der rohesten Sinnlichkeit war, die ihrer Zeit durch Genußsucht und Orgien, einen fanatisch wollüstigen Gottesdienst, den Staat und die menschliche Gesellschaft so sehr zu Grunde zu richten drohte, daß in der altrömischen Republik von Staateswegen dagegen eingeschritten werden mußte.

Mit den Forderungen der Entsagung können wir wohl einverstanden sein, wenn sie nicht einseitig, als bloße Abtödtung des Sinnlichen aufgefaßt werden, wie von den indischen Fakiren, sondern wenn sie mit dem klaren freudigen Bewußtsein eines höheren Zweckes geübt werden.

Jedoch eine wahre Moral auf unser jetzt unter dem Volke bestehendes Christenthum und auf die bestehenden Lehr- und Schulbücher zu gründen, sollte wohl schwer halten, da dieses Christenthum auf den Grundpfeilern der Immoralität beruht und einen in seinem Innersten unmoralischen Menschen erzieht, einen Menschen dessen Antriebe zum Handeln Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung sind, Hölle und Himmel. — Und dann das Capitel von der in hebräischem Sinne aufgefaßten Erlösung, Rechtfertigung vor der Satzung (satisfactio juridica plenaria), daß ein Anderer und Unschuldige, wie der Widder für den Sohn Abrahams, zur Sühne geopfert werden müsse; was im innersten Grunde die geheime unmoralische Vorstellung verbirgt, daß man zuletzt (durch Vermittlung der Priester) nicht selbst für seine Fehler und ungerechten Handlungen zu büßen habe, eine Vorstellungsweise, welche die Jesuiten selbst bei der Erziehung der französischen Kronprinzen zu Grunde legten, indem sie dem Dauphin beim Unterricht einen anderen Mitschüler beigaben, der jedesmal für die Fehler des Dauphin geprügelt wurde.

Derlei Vorstellungen sind factisch Gang und Gäbe in unserem Christenthum als Volksreligion, und das sind die Schattenseiten des bestehenden Christenthums.

Da nun Alles, was werden soll sich aus dem Bestehenden entwicklen muß, so wirft sich die Frage auf, wie soll aus dem jetzt bestehenden unsittlichen Volksglauben eine bessere Grundlage der Moral entwickelt werden? — Das wird schwer halten, so lange es den Pfaffen noch Vortheil bringt Seligkeit zu verkaufen und so lange das Volk diese Waare noch mit klingender Münze bezahlt.

Der katholische Prediger Tauler, Thomas a Kempis und Andere, deren Schriften wir noch im Urtext besitzen, haben schon lange vor der Reformation diesen Uebelstand eingesehen und einfach den Grundsatz wahrer Moralität aufgestellt, daß man das Rechte und Gute um des Rechten und Guten willen und nicht um des Lohnes willen vollbringen müsse. Selbst vor Tauler hat schon ein deutscher Mönch diesen moralisch und logisch richtigen Fundamentalsatz scheinbar parador so ausgesprochen: „Man muß Gott lieben und wenn man auch dafür in die Hölle kommen sollte!“ Man entkleide diesen Ausspruch von den Schlacken der unvollkommenen materiellen Anschauungsweise jener Zeit und er heißt nichts Anderes, als: Man muß das Gute wollen, nicht nur, wenn man persönlichen Vortheil davon, sondern selbst wenn man davon persönlich den größten Nachtheil hat.

Es gibt kein größeres moralisches Vertrauen in die Richtigkeit und Tüchtigkeit unseres Handelns, als wenn jener Grundsatz die Triebfeder unseres Willens ist. Menschen, die so handeln sind die Mustermenschen, die Helden, die Vorbilder unseres Geschlechts, sie sind die Messiase und Erlöser der Menschheit, die durch ihr Märtyrerthum, durch ihr handgreifliches Beispiel (diese deutlichste demonstratio ad hominem) die befangenen Menschen von ihrem Irrwahne zu erlösen suchen, daß der einzelne Mensch für sich ein Sonderinteresse habe, das er abgetrennt vom Interesse der Menschheit erstreben und glücklich sein könne.

Wenn ein Winkelried sich in die feindlichen Lanzen stürzt, um der Freiheit eine Gasse zu machen, wenn ein Marcus Curtius, hoch zu Roß in den flammenden Abgrund sprengt, um Rom von der Pest zu retten, wenn ein Sokrates den Giftbecher trinkt, um der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn ein Messias den schimpflichen Sklaventod am Kreuze erleidet, weil er seine Sendung als religiöser Reformator nicht widerrufen will; dann gibt jeder noch nicht ganz verkehrte Mensch, mit einem eigenthümlichen Gefühl in seiner Brust, das man herzerhebend nennt, zu solchen Handlungen seine Zustimmung. Diese allgemeinere und fernere Wirkung von moralischen Großthaten, ist in ihrem weiteren Verfolge eigentlich noch viel wichtiger, als ihr besonderer und näherer Zweck; indem solche Thaten mehr wie alles Andere in dem Menschen den Glauben an die Menschheit befestigen, der die Grundlage aller Tugend und alles Menschenglückes ist — Wer kann es bestreiten, daß in dem Christenthume, trotz dem Credo und der Augsburger Confession, dieser Grundsatz der freudigen Selbstaufopferung für das Ganze enthalten ist, daß in ihm ein siegesfreudiges Bewußtsein liegt, daß die Menschheit nur ein einiges und untheilbares Ganze sei. Was hindert uns, das Wesen des Christenthums als die Lehre vom Menschenthume aufzufassen, wie sein Gründer, der große Essener, es selbst so auffaßte. Niemand hindert uns daran, als die geistlichen Raubritter, die Lohnpriester, die wie in alten Zeiten die arbeitscheuen Ritter und kleinen Souveraine in Deutschland die gangbarsten Land- und Wasserstraßen verlegten, um von dem Volk den Zoll nehmen zu können, uns den Himmelsweg verlegen, damit wir ihnen abkaufen, was noch mehr wie Wasser und Luft Gemeingut und Privateigenthum aller Menschen sein sollte, unsere religiöse Ueberzeugung! Aber nicht diese geistlichen Raubritter allein sind die große Schuld, daß man beinahe, wie zu Tetzels Zeiten, die Seligkeit im Detail für klingende Münze verkauft. Die große Schuld hat die Immoralität der Masse selbst. Noch mehr, wie in der Politik der Grundsatz gilt: „Erst mache ein Volk schlecht, dann kannst du es knechten“, gilt in der positiven Religion der Grundsatz: „Erst mache ein Volk unmoralisch, dann ist es reif für jedes beliebige positive Dogma.“

Schreiber dieses glaubt keines Christenthums zu seiner Seligkeit zu bedürfen. Um so unpartheiischer muß daher seine Ansicht gelten, wenn er behauptet, daß man bei der Veredlung der civilisirten Völker vom Christenthume ausgehen müsse, weil das Christenthum ein historisches Factum und die Grundlage der Moralität, wie der Immoralität der occidentalen Völker im Allgemeinen war.

Wo es Grundlage der Immoralität war, nämlich durch die jüdische und heidnische Vorstellung des Sühnopfers und deßhalb nöthigen Priesters, da soll es ausgerottet werden, weil es ja Christus selbst für seine eigenthümlichste Sendung hielt, Opfer und Priester abzuschaffen. „Jeder soll selbst sein Hoher-Priester sein und sich selbst zum Opfer darbringen," wie das Urchristenthum lehrte. Grade durch diese Lehre gab es die Grundlage zur höchsten Moral, die Lehre von der Unmittelbarkeit und Selbstzulänglichkeit eines jeden einzelnen Menschen in seinem Verhältniß zur Idee der Menschheit, zum Zweck alles Daseins und Lebens, oder dasselbe personificirt ausgesprochen, zu seinem Gott.

Ob wir philosophisch das Recht haben, einen solchen personificirten Gott anzunehmen, steht freilich dahin. Wenn wir mit der Construction des Weltalls fertig werden können ohne einen Gott, dann haben wir eben so wenig das Recht, wie sonst wo in der Naturwissenschaft, eine unbekannte Kraft anzunehmen, wo die Erklärung und das Verständniß einer Naturerscheinung ohne diese unbekannte Kraft gegeben werden kann. Wir sind indeß noch weit davon entfernt, daß wir das Weltall als ein organisches Ganze in all' seinen integrirenden Theilen und Kräften begriffen haben (wie selbst Humboldt in der Vorrede zu seinem Kosmos nachdrücklich erwähnt) und eben deßhalb müssen wir die Frage, ob ein Gott, ein Selbstbewußtsein dieses Weltalls stattfinde, unbeantwortet lassen. Gesetzt indeß, das ganze Weltall sei ein Organismus, ein Organismus, wie der menschliche Körper ein Organismus ist. Wenn nun möglicher Weise das gesammte Weltall ein eben so hoch organisirtes Gesammtwesen ist, oder ein noch höheres, als der menschliche Körper, sollte es dann nicht

eben so wohl zum Selbstbewußtsein, zur Reflexion und zum Denken gekommen sein, wie der Mensch? Dann wäre Gott freilich nur das große Weltthier.

Wie aber dann, da in der Körper- wie in der Geisterwelt trotz aller Verschiedenheit alle Wesen nur analog gebildet sind, und da ferner das Wesen des Denkens jedesmal das Zusammenfassen in eine Einheit, einen Begriff ist, und alle fernere Ausbildung dieser Begriffe, alles Weiterdenken wieder im Zusammenfassen vieler Begriffe in einen Begriff ist; — sollte dann nicht alles Denken und Begreifen der ganzen Menschheit und des ganzen Weltalls analog, auf dieselbe Weise, sich nicht wieder als eine Einheit zusammen fassen? Was wäre dies Anderes, als ein selbstbewußtes, höchstes geistiges Wesen?

Ein solcher Gott wäre wohl denkbar. Ich freilich brauche zu meiner Moral keinen Gott, denn was wahrhaft nützlich und gut ist, das ist auch selbstverständlich und gebraucht keines anderen Antriebes. Ich bedarf dazu weder der Billigung noch der Belohnung eines Gottes. Und was die gewöhnliche Vorstellung von der Weltregierung durch einen außerweltlichen Gott betrifft, so kommt mir dieselbe noch armseliger vor, als wenn es beständig eines Uhrmachers bedürfte, um bei einer Uhr das Werk im Gang zu erhalten und die Zeiger herumzudrehen. Nun ist aber das Universum nicht nur eine Uhr, sondern ein wirkliches Perpetuum Mobile, ein Organismus, der noch weniger durch eine außer ihm befindlichen Kraft bewegt werden kann, wenn er nicht zum todten Mechanismus herabsinken soll. Ich meines Theils brauche keinen besonderen Weltgott, keinen Demiourg, aber ich will weder die Nothwendigkeit eines solchen Gottes für die fromme kindliche Weltanschauung des Volkes, noch das wirkliche Dasein eines solchen Gottes in Abrede stellen. Ich bin weder Atheist noch Deist.

Wenn es frommen Christen eine wohlthuende Genugthuung ist, mit ihrer Gesinnung sich auf die Worte ihres Evangeliums zu berufen, so verdenke man es uns nicht, wenn nach zweiundzwanzighundert Jahren, in der Sprache die Sokrates redete, die Worte der Akademiker wie geistige Bruderlaute zu uns

herüberklingen: „Bezüglich der Götter weiß ich nicht, ob es deren giebt oder ob es keine giebt. So sagten jene griechischen Philosophen deren Meinung es war, „es sei ein schimpflicher Leichtsinn, der sich mit der Würde eines denkenden Menschen nicht vertrage, Falsches zu glauben, oder, was weder hinlänglich erforscht noch bewiesen ist, in den Tag hinein zu behaupten (sine ulla dubitatione defendere.)“

War der Mensch schon ein Zeitgenosse des Mastodon?

Die Zeit, welche seit dem Ende der Quaternärperiode verfloß, wird die gegenwärtige Periode genannt und die Schichten, welche während ihrer Dauer gebildet wurden, werden die neueren Niederschläge genannt. Sie sind neu im Vergleich zu der Quaternärperiode, aber nicht nach dem Begriff gewöhnlicher Zeitmessung, da die Ursachen zu ihrer Bildung in den meisten Fällen Tausende von Jahrhunderten gebrauchten.

Diese vorläufigen Bemerkungen mögen uns in den Stand setzen die wesentlichen Thatsachen zu begreifen, durch welche wir die Paläontologie des Menschengeschlechtes bestimmen. Diese Thatsachen werden festgestellt, erstens durch die Geologie, zweitens durch die Paläontologie und drittens durch die vorgeschichtliche Archäologie.

Die geologischen Thatsachen sind vornehmlich in den Thälern und in den Ebenen gleichsam niedergeschrieben, wo die großen Wasserfluthen der Quaternärperiode Niederschläge in Form von Betten zurückgelassen haben, die mehr oder weniger regelmäßig gelagert sind. Wenn die Schichten dieser Niederschläge ungestört geblieben sind, so sind sie ihrem Alter nach über einander gelagert.

Die ältesten liegen zu unterst und werden unterste Schichten genannt; über ihnen liegen die mittleren Schichten, welche von späterem Alter sind, und diese werden von den oberen Schichten bedeckt.

Bei der Bestimmung des Alters dieser Schichten wenden wir zuerst die Geologie an. Dank den Thatsachen, die sie uns liefert über das verhältnißmäßige Alter der Thierarten, deren Knochen in den verschiedenen Schichten gefunden werden und die auch zugleich das Alter der Schichten bestimmen.

Die Thiere, welche zu Anfang der Quaternärperiode lebten, wie das Mastodon, existiren jetzt nur noch in fossilem Zustande. Sie sind ausgestorbene Thiere. Andere, wie das Rennthier sind aus der gemäßigten Zone verschwunden, leben aber noch in anderen Gegenden der Erde. Dieses sind ausgewanderte Thiere; und wieder andere, die seit langer Zeit bei uns leben, werden beständige Thiere genannt, wie das Pferd.

Thiere, welche jetzt ausgestorben sind, waren sehr häufig in dem ersten Abschnitte der Quaternärperiode. Einige von ihnen waren riesenhafte Säugethiere, mit furchtbar starken Gliedmaßen, neben welchen der nackte und schwache Mensch unbedeutend erschien. Es lebten damals der große Höhlenbär (Ursus spelaeus), der große Höhlenlöwe (Felis spelaeus), das amphibienartige Flußpferd (Hippopotamus amphibius), das große Nashorn (Rhinoceros tichorhinus), der vorweltliche Elephant (Elephas antiquus) und vor Allem der riesige König der Thierwelt, das Mammuth (Elephas primigenius). Das Rennthier und mehrere andere ausgewanderte Thiere fanden sich in der damaligen Fauna, sind aber selten, während eine große Anzahl sogenannter beständiger Thiere erschien.

Von allen Thieren jener Periode war das merkwürdigste, stärkste und zahlreichste das Mammuth. Gegen die Kälte war es durch einen dichten Pelz geschützt, und mit furchtbaren Waffen zur Vertheidigung gegen seine Feinde ausgerüstet, gedieh es und vermehrte sich Es verbreitete sich und herrschte über die ganze Erde, in einer Weise, daß man den ersten Theil der Quaternärperiode, welche den untersten Schichten der Thäler entspricht,

mit Recht das Zeitalter des Mammuth nennen kann. Zu jener Zeit waren alle günstigen Bedingungen zum Gedeihen dieser Thiere vorhanden; aber mit der Zeit traten Veränderungen ein, welche das Aussterben derselben verursachten. Eine Erhöhung der Temperatur gestattete die Vermehrung vieler pflanzenfressenden Thierarten, die bisher in ihrer Entwickelung zurückgehalten waren. Das Rennthier, das Pferd, der Ochs und der Bison vermehrten sich. Diese mächtigen Rivalen stritten mit dem Mammuth um pflanzliche Nahrung und damit begann der Kampf um die Existenz. Bereits sah das Mammuth auch die Macht des Menschen gegen sich gerichtet, welche durch das verbesserte Klima hinreichend in den Stand gesetzt war, ihm den Krieg zu erklären und endlich war dieses Klima, welches so günstig für seine Gegner, für ihn, der für ein kälteres Klima geschaffen war, ungünstig.

Das sind die Ursachen, daß das Mammuth, das in dem ersten Theil der Quaternärperiode eine so wichtige Rolle spielte, anfing seinem Untergange entgegen zu gehen. Es hörte auf die vorherrschende Art der Thierwelt zu sein und andere Thiere, die sein alterthümliches Gefolge bildeten, erlagen gleichfalls der veränderten Temperatur und verschwanden allmählig, eine Art nach der anderen. Einige freilich überlebten noch und verlängerten ihr Dasein bis zum Ende der paläontologischen Zeit, aber mit ihrer Herrschaft war es vorbei.

In der Mitte der Quaternärperiode fand eine Uebergangszeit statt, welcher die mittleren Schichten der Thäler entsprechen, eine Zeit in welcher bereits mehrere Arten, welche mit dem Mammuth gelebt hatten, ausgestorben waren und andere Arten beinahe ausgestorben waren und nur noch in wenigen Individuen existirten, während Thiere, die sich besser für die veränderten Zustände eigneten, gediehen. Vorherrschend unter den letzteren war das Rennthier (Cervus tarandus), aber erst in der folgenden Periode erhielt es seine vollständige Wichtigkeit.

Die Thierwelt des mittleren Theiles der Quaternärperiode hat keine besonderen paläontologische Kennzeichen, sie ist weniger unterschieden durch die Eigenthümlichkeit der Arten, als durch

das Verhältniß ihrer Mengen. Manche Thiere aus dem Zeitalter des Mammuth waren nicht mehr vorhanden, während andere sich noch hier und da vorfanden. Obwohl das Mammuth nicht mehr so häufig war, so war es doch nicht selten geworden, während das Rennthier, der Hirsch, das Pferd und der Ochse häufig wurden.

Dieser mittlere Abschnitt machte allmählig dem letzten Abschnitt der Quaternärperiode Platz. Der Niederschlag der oberen Schichten fing an sich zu bilden. Die Thiere die wir ausgestorbene nennen, waren beinahe sämmtlich verschwunden. Einige seltene Exemplare des Mammuth hatten indessen die Veränderungen überlebt. Noch seltener war der große irländische Hirsch (Cervus megaceros) und der große Höhlenlöwe. Die übrige Thierwelt hatte sich nur wenig verändert, das Rennthier hatte sich so außerordentlich vermehrt, daß man mit Recht den dritten Abschnitt der Quaternärperiode das Zeitalter des Rennthiers nennen kann.

Nicht nur durch das Vorhandensein des Rennthiers unterscheidet sich diese Periode von unserer gegenwärtigen Zeit. Gemeinschaftlich mit dem Rennthier lebten in unserer immer noch kalten Region eine Anzahl Thiere, welchen Kälte und Schnee zuträglich waren und die in einem gemäßigten Klima nicht leben konnten. Als die Temperatur sich der gegenwärtigen näherte, verschwanden diese Thiere von unseren Hochebenen und dem Flachlande; aber sie gingen deßwegen nicht unter, sondern fanden in einem kälteren Klima eine ihnen zuträglichere Temperatur und haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Unter diesen Arten, welche die ausgewanderten genannt werden, gingen einige nach dem Norden, wie das Rennthier, der Moschusochse, andere, wie die Gemse, die Ziege, das Murmelthier, haben unsere Zone nicht verlassen, sondern haben höhere Standorte aufgesucht und haben sich auf die Gipfel der Alpen und Pyrenäen geflüchtet.

Das Verschwinden des Rennthiers und anderer wandernder Arten bezeichnen das Ende der Quaternärperiode und der paläontologischen Zeit, worauf die neue Periode ihren Anfang nahm. Unser Klima war zu jener Zeit wahrscheinlich kälter als

gegenwärtig, aber es war bereits schon gemäßigt und die geringen Veränderungen, die es seither erlitten hat, waren doch nicht hinreichend, um den Untergang von Thierarten zu bewirken. Es ist wahr, daß der Auerochs und der Bison aus Deutschland verschwunden sind; doch dies muß man mehr der zerstörenden Thätigkeit der Menschen zuschreiben. Mit diesen Ausnahmen können wir behaupten, daß seit dem Ende der Quaternärperiode die Thierwelt unserer Zone keine Veränderung erlitten hat und daß die neuen Niederschläge nur Reste jetzt noch lebender Arten von Thieren enthalten.

Menschen lebten in allen diesen Perioden, von welchen wir soeben gesprochen haben. Es kommt uns jetzt nicht darauf an, ob Menschen auch schon in der vorhergehenden, der Tertiär-Periode, lebten. Dieser tertiäre Mensch kommt nicht in den Kreis unserer jetzigen Untersuchungen Was uns aber interessirt und was ganz positiv durch Boucher und Perthes bewiesen ist, das ist, daß in den ältesten Schichten der quaternären Periode sichere Anzeichen menschlicher Industrie sich finden. Die Kenntniß der Metalle, könnte man sagen, datirt erst von gestern; aber ehe der Mensch diese mächtigen Hülfsmittel besaß, war er doch nicht ohne Werkzeuge zur Arbeit und ohne Waffen zu seiner Vertheidigung. Er verfertigte diese aus verschiedenen harten Stoffen z. B. aus Knochen, Zähnen und Hörnern von Thieren und vor Allem aus Stein, besonders aus Feuerstein und dieses ist der Grund, daß man die Geschichte des Menschen, die dem Gebrauch der Metalle vorausging, die Steinzeit nannte.

Diese Steinzeit besteht jetzt noch unter einigen wilden Stämmen und sie kam bei den ältesten civilisirten Völkern nur sehr kurz vor der historischen Zeit zu ihrem Ende und sie begreift deßhalb beinahe die ganze Dauer des Menschengeschlechtes unter sich; und wenn man bedenkt, daß harte Substanzen, wie Stein sich eine unbegrenzte Zeit lang in der Erde erhalten, so begreift man, daß solche Ueberreste menschlicher Thätigkeit unverwüstliche Urkunden der Vergangenheit sind.

Am Flusse Vezere in Frankreich finden sich viele Höhlen, welche augenscheinlich die Wohnungen von Troglodyten bildeten.

In den untersten Schichten, welche den Boden dieser Höhlen bedecken, finden wir die Knochen des Mammuth, des großen Löwen und der großen Hyäne. Die Hauptwaffen dieser Troglodyten waren die Steinart und die Lanze mit steinerner Spitze, Angriffswaffen gegen Thiere die Widerstand leisteten. Werkzeuge, um die kleineren Thiere, Vögel und Fische zu erlegen, schienen diesen ältesten Troglodyten unbekannt, denn in jenen Höhlen finden sich keine Knochen kleinerer Thiere. Auf diese ältesten Troglodyten folgte ein Menschengeschlecht, welches weiter fortgeschritten war. Ihre Werkzeuge waren weniger massiv, zahlreicher, verschiedenartiger und vor Allem besser gearbeitet. Diese Troglodyten trugen Zierrathen von Muscheln, und nach der großen Anzahl von Schabemessern zu schließen, bereiteten sie Häute zu Kleidungsstücken. Ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel war immer noch das Pferdefleisch, aber ihre Mahlzeiten waren bereits schon mannichfaltiger. Unter den Ueberresten dieser Mahlzeiten finden wir außer den Knochen des Rennthiers, welches bereits schon anfing häufiger zu werden, die Knochen und die Zähne des Auerochsen, des Ebers, des Hirsches, der Ziege, des Wolfes, des Fuchses, des Hasen und selbst die Knochen eines Vogels aus dem Geschlecht der Kraniche. Der Mensch jagte dann die kleineren Thiere sowohl wie großes Wild, aber er hatte noch nicht gelernt, wie er Fische erlegen konnte.

Der Widerhacken an Pfeilen und Harpunen und eine mehr oder weniger künstlerische Verzierung sind die charakteristischen Kennzeichen der dritten und letzten Periode der Steinzeit.

In dieser dritten und letzten Periode der Steinzeit, als das Mammuth, der Höhlenlöwe und andere große Thiere seltener geworden waren und die übrigen Thiere weniger Widerstand leisteten, wurden leichtere Waffen nöthig. Wenn das Rennthier mit der Lanze nicht erreicht werden konnte und wenn es zu flüchtig für den Wurfspieß war, so konnte es dem schnellen Pfeile nicht entrinnen. Aber der Pfeil und der Wurfspieß waren noch von zu plumper Construction. Die geringste Unregelmäßigkeit und Mangel an Symmetrie in der Form, wenn ein einzelner Punkt zu schwer war, machte daß sie von ihrer Richtung abwichen. Dies

sahen die Troglodyten ein und gaben ihren Pfeilspitzen eine bes=sere und elegantere Gestalt. — Ein großer Fortschritt war ge=macht worden, indem sie die Hörner des Rennthieres und Kno=chen der Thiere benutzten und daraus mit leichterer Mühe, wie aus Stein, Pfeil= und Lanzenspitzen verfertigten.

Die hauptsächlichste Beschäftigung dieser Menschen und das Mittel sich ihre Nahrung zu verschaffen, war die Jagd. Sie jag=ten Thiere von jeder Größe, vom kleinen Vogel bis zum unge=thümen Mammuth. Der alte Riese der Quaternärperiode lebte noch, war aber sehr selten geworden. Lange Zeit hatte man an=genommen, daß er in der Mitte der Quaternärperiode ausge=storben sei, und als man einige Zähne dieses Thieres und einige Stücke geschnitzten Elfenbeins aufgefunden hatte, glaubten viele Leute, daß diese Gegenstände einer früheren Epoche angehörten, und daß jene Troglodyten fossiles Elfenbein aufgefunden und benutzt hätten, wie dies heutigen Tages noch von dem Volke in Sibirien geschieht. In jener Polarregion hat die Sommerhitze blos Einfluß auf die oberflächliche Schichte des Bodens; der un=tere Boden ist seit Jahrhunderten gefroren. Die Körper der Mammuthe sind so vollkommen erhalten worden, daß ihr Fleisch jetzt noch eßbar, jedoch sehr schlecht von Geschmack ist. Aus diesen Ursachen ist das sibirische Elfenbein in einem solchen Zu=stande, daß es in Künsten und in der Industrie angewendet wer=den kann, während gewöhnliches fossiles Elfenbein blos einen Werth in Museen hat.

Außer vielen anderen Figuren, welche durch eingeschnittene Linien auf Elfenbein und Hornplatten verzeichnet sind, die in den Höhlen der Troglodyten des dritten und letzten Theiles der Quaternärperiode gefunden wurden, ist bei weitem die wichtigste, welche 1864 bei Madelaine (an dem Vezere Fluß in Frankreich) gefunden wurde, nämlich die deutliche Abbildung eines Mam=muth, und seit der Marquis de Vibrege an der unteren Laugerie das Fragment eines aus Rennthierhorn geschnitzten, sogenannten Kommandostabes gefunden hat, auf welchem ein Mammuthkopf abgebildet ist, so sind dies bis jetzt die einzigen Darstellungen des Mammuth, die in den Höhlen des Vezere aufgefunden wor=

den sind, aber hinlänglich den Beweis liefern, daß Menschen schon Zeitgenossen des Mammuth waren.

Einen ferneren Beweis dieser Thatsache liefert der sogenannte Elephant Mound an der Ostseite des Mississippi, acht Meilen unterhalb der Mündung des Wisconsinflusses. Die ganze Länge dieses künstlichen Hügels ist 135 Fuß und 5 Fuß über dem Boden erhoben. Der Kopf ist groß und die Verhältnisse der einzelnen Theile des dargestellten Thieres richtig, daß das Ganze mit Recht den Namen des „Big Elephant Mound“ verdient.

Einen noch schlagenderen Beweis der Zeitgenossenschaft des Mammuth, des Mastodon und des Menschen liefern die merkwürdigen Funde des Dr. Albert Koch. 1839 fand derselbe in dem Bottom des Barbeusa River, in Gasconade County in Missouri die Ueberreste eines Mastodon giganteus unter sehr sonderbaren Umständen. Der größte Theil der Knochen schien mehr oder weniger verbrannt und man konnte sehen, daß Feuer durch Menschen angezündet war, um das große Thier zu tödten, welches im Schlamm, der aus einem grauen Thon bestand, eingesunken und in hülflosem Zustande war. Die Vorder- und Hinterbeine waren unberührt vom Feuer geblieben, aber die Körpertheile welche sich oberhalb des Thons befanden, waren theilweise vom Feuer verzehrt und das Lager von Asche und Kohlen, welches von zwei bis sechs Zoll hoch wechselte, zeigte, daß das Feuer am zerstörendsten um den Kopf des Thieres gewirkt hatte. Untermischt mit Asche und Knochen lagen eine Menge Felsstücke, die augenscheinlich von dem Ufer des Bourbeuse Flusses gebracht und gegen das Thier geschleudert worden waren; auch Pfeil- und Lanzenspitzen und einige Steinärte wurden von Koch unter der Asche und den Knochen gefunden, welche in Gegenwart von vielen Zeugen aufgelesen wurden. Die Lage der Asche und Knochen war von einer acht bis neun Fuß dicken Alluvial-Schichte bedeckt.

Ohngefehr ein Jahr nach dieser Ausgrabung fand Koch in Benton County, Missouri, im Bottom des Pomme de Terre River und ohngefähr zehn Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Osage mehrere steinerne Pfeilspitzen, die mit den Knochen eines beinahe vollständigen Gerippes des Missourium ver-

mischt waren. Zwei der Pfeilspitzen lieferten den Beweis, daß sie wenigstens von gleichem, wenn nicht von höherem Alter waren, wie das Thier, denn außerdem, daß sie in einer Schichte vegetabilischer Erde lagen, die von einer zwanzig Fuß dicken Schichte von abwechselndem Thon, Sand und Geröll bedeckt war, lag auch eine der Pfeilspitzen grade unter dem Hüftknochen des Skelets.

Unser berühmter Landsmann Bronn gibt nicht nur zu, daß in jüngster Zeit wirklich fossile Ueberreste von Menschen mit fossilen Knochen vorweltlicher Thiere unter solchen Umständen gefunden worden sind, daß beinahe nicht mehr daran gezweifelt werden kann, daß der Mensch ein Zeitgenosse dieser Thiere gewesen, sondern er berechnet auch das Alter, welches die sogenannte Alluvialzeit, oder die letzte auf das Diluvium folgende Periode habe. Er schätzt es nach fossilen Baumstämmen, welche man in Louisiana gefunden hat, auf 158,000 Jahre. —

Scheinbare Anastrophe im Leben der Natur und der Menschheit.

Aller Fortschritt und alle Vollendung in der Natur und im Geiste ist nur ein Rückschritt zum Anfänglichen, aber zum Anfänglichen in einer höheren Bedeutung.

Das Samenkorn keimt, wächst und blüht und bringt zuletzt wieder nur das nämliche Samenkorn. Aber aus dem Samenkorn sind nun unbestimmt viele Samenkörner geworden und jedes einzelne dieser Samenkörner hat zu gleicher Zeit wieder die Kraft seine Art fortzupflanzen So hat durch das Keimen, Wachsen und Blühen das Samenkorn als ein durch Zahl und Zeit unbeschränktes Wesen sich erwiesen, indem es sich ins Unbestimmte vervielfältigen und für alle Zeiten sich fortpflanzen kann.

Aehnlich ist es mit dem Geiste. Alles Erfahren und Erkennen geschieht bei dem Thiere und anfänglich bei dem Kinde

immer nur in Bezug auf sich selbst. Es hört, sieht und fühlt nur seine persönliche Empfindung in der äußern Welt; es hat blos persönlich angenehme und unangenehme Empfindungen. Später unterscheidet es die Gegenstände, die ihm diese Empfindungen veranlaßten von den Empfindungen, die durch die Gegenstände veranlaßt wurden. Die ganze Welt erscheint nun dem Kinde als eine unendliche Mannichfaltigkeit einzelner Gegenstände. Erst durch den Fortschritt des Denkens wird dieses Mannichfaltige wieder als eine Einheit aufgefaßt, aber als eine höhere, als die in der Sinnenempfindung sich äußernde Einheit, als eine Einheit im Begriff.

Ebenso ist in der Moral die wahre Tugend nur wieder das Zurückkehren zum Stande der Unschuld, aber einer höheren Unschuld, als der unzurechnungsfähigen Unschuld des Kindes.

So sind wir jetzt in der Vervollkommung der physikalischen Wissenschaften soweit gediehen, daß wir, freilich mit einem anderen Inhalte, uns der ersten Form dieser Wissenschaften der Zauberei und Nekromantie, zu nähern scheinen.

Was Wunder also, wenn selbst der neueste Fortschritt in dem politischen Leben Europas und Amerikas, wie er ein wesentlicher und so zu sagen ein Ultimatum zu sein scheint, auch wieder einem Rückschritt zum Ursprünglichen ähnlich sieht.

In allen ursprünglichen Staaten der Menschengeschichte, war die Religion des Volkes zugleich Staatsreligion: das heißt, das Königthum und das Priesterthum, oder die Aristokratie und das Priesterthum, oder wenigstens die Gesetzgebung und der Kultus, standen in der engsten Verbindung. Tyrannei und Humbug feierten ihre Triumphe und die öffentliche Meinung war so sehr an den Humbug gewöhnt, daß selbst ein Moses seine vortrefflichen zehn Gebote nicht ohne ein religiöses Wunder einzuführen vermochte; daß ein Solon und ein Drako selbst der Orakelsprüche bedurften, um ihren Gesetzen Eingang zu verschaffen.

Das aristokratische und das hierarchische Element waren von jeher in der Geschichte der Menschheit die anziehenden und abstoßenden Pole, die auf die Bildung des sozialen und demokratischen Elementes bald störend bald fördernd, aber immer zu

lebendigem Fortschritt anregend, einwirkten. Seit dem letzten Ueberschuß religiöser Einwirkung zur Fortbildung der Geschichte, seit der Reformation und dem 30 jährigen Kriege, ist das religiöse Element mehr in den Hintergrund getreten und machte auf der politischen Bühne dem mehr verhüllt eigennützigen und selbstischen Element der Fürsten, Aristokratenkasten und Privatleute Platz. Die protestantische Geistlichkeit trat während dieser Zeit mehr als ein Beamtenstand und die katholische Priesterschaft mehr als eine Art von spirituellem Adel auf, die sich beide willig in das Getriebe der Staatsmaschine fügten.

Bei dem neuesten Umschwung der Dinge hat sich indeß die Sachlage des geistlichen Standes zu den weltlichen Herrschern bedeutend geändert. In Deutschland, in Frankreich und vor allem in dem freien Nordamerika will der Clerus der Landregierung gegenüber auf demagogischen Wege als eine Macht im Staate sich geltend machen.

Zuerst und allein hat durchweg, mit wenigen Ausnahmen, die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten auf die Gefahr der geistlichen Umtriebe und Anmaßungen hier zu Lande aufmerksam gemacht. In letzter Zeit sind auch einige bedeutende englische Zeitungen, und unter ihnen die New-Yorker Tribüne, mit ihrem Tadel gegen geistliche Anmaßungen hervorgetreten.

Es ist jetzt in religiöser Hinsicht die Zeit eines so bedeutenden Fortschrittes gekommen, daß derselbe, wie aller wesentlicher Fortschritt einem Rückschritt nach dem Urzustande ziemlich ähnlich sieht. Wir sind jetzt nämlich wieder in einer Zeit, wo das Glaubensbekenntniß, die Confession, als ein sociales und als ein politisches Gewicht sich geltend zu machen strebt. Aber dieser Kampf und dieses Sichgeltendmachen ist jetzt nicht mehr zumeist gegen eine materielle Macht gerichtet, wie früher, sondern wesentlich gegen die moralische Ueberzeugung und gegen die geistige Freiheit der Masse des Volkes. Der Clerus kämpft nicht mehr blos gegen die Mächtigen um den Genuß der Macht, sondern gegen die Aufklärung der Massen und um seine Existenz. Die freie Presse, das schnelle und häufige Reisen in der Neuzeit und vor allem der ungeheure Fortschritt in den Naturwissenschaften, der

so innig mit unserem materiellen Vortheil verbunden ist, daß keine Fürsten- oder Pfaffengewalt ihn unterdrücken kann, tragen so viel zur geistigen Befreiung des Menschengeschlechtes bei, daß es ganz besonderer Anstrengungen der geistlichen Glaubensarmee bedarf, um den allgemeinen Durchbruch und Sieg der Vernunft zu unterdrücken. Deßhalb hat in Frankreich der Clerus sich der Volkserziehung bemächtigt, deßhalb erlassen deutsche Bischöfe Hirtenbriefe die das Volk aufreizen, deßhalb ist ein Bedini nach Amerika geschickt worden, deßhalb hat der Reichthum und der Einfluß der mexikanischen Geistlichkeit einen Usurpator, Santa Anna, auf den Kaiserthron erheben helfen, deßhalb kämpfen die amerikanischen „Reverends" gegen die Freischulen.

Kein unterrichteter Mann kann es läugnen, daß wir jetzt wieder in der Zeit eines so schnellen Fortschrittes begriffen sind, wie keine frühere in der Geschichte der Menschheit nachgewiesen werden kann, und doch sieht dieser Fortschritt in religiöser Hinsicht einem Rückschritt in die barbarischen Zeiten einer Ketzerverfolgung und eines bevorstehenden Religionskrieges so ähnlich, daß man ohne die klare Ueberzeugung, daß der Fortschritt dem Rückschritt oft so ganz ähnlich sehe, an der Zukunft verzweifeln müßte.

Freilich wird es noch harte Kämpfe setzen, ehe der religiösen Hydra mit ihren unzähligen Köpfen verschiedener Sekten der Garaus gemacht ist. Auch glaube ich nicht, wie Colonel H. B. Wright von Pennsylvanien in dem Vereinigten Staaten Congresse einst sagte, „daß die große Schlacht für bürgerliche und religiöse Freiheit einst zur See ausgefochten wird", sondern hier zu Land, wo bereits schon für Joe Smith, für Bedini und in Philadelphia für die Katholiken Bürgerblut geflossen ist. — Hoffen wir indeß, daß dieser Kampf nicht mit Waffen und Gewalt, sondern mit Vernunftgründen und mit der Ueberredung durch den wahren materiellen und geistigen Vortheil einst zu Ende geführt werde und daß die engliche Presse Amerikas gleich der deutschen sich erheben werde

„Mann für Mann
Wer den Flamberg schwingen kann!"

in dem großen geistigen Kampfe für Glaubens- und Gewissens-Freiheit.

Reflexionen eines Botanikers.

Unbegränzt mit seinem Sinnen und Treiben, seinem Vorstellen und Denken wie Morgenthau und Sonnenlicht über die freudige Vegetation eines Landes sich auszudehnen und die Rede der schönen taubstummen Kinder der Flora zu verstehen, die, gleich in der großen Kapelle zu Petersburg, jedes nur einen Ton bläst und alle zusammen doch den schönsten Accord bilden, so daß einem hellsehenden Botaniker selbst schon aus wenigen Tönen, aus wenigen Pflanzen, der Accord, der Character der ganzen Vegetation wozu sie gehören, ihr Heimathland klar wird. Diese prätypische Kraft in dem Geiste des Naturpriesters setzt das Vorhandensein des gleichsam anticipando geschauten Typus in der Natur voraus.

Welche Freude des geistigen Erkennens und Zeugens muß es gewähren, wenn wir immer mehr die unendliche Harmonie der Natur erkennen und den Generalbaß der Musik des Universums verstehen lernen. Dem Erkennen (in alttestamentlichem Sinne) und dem Zeugen ist alles wahrhafte Wissen vergleichbar, das mit Lebenslicht und urplötzlich, wie der electrische Funke aus der Berührung der entgegengesetzten Pole, so aus dem Zusammentreffen des apriorischen, prätypischen Vorstellens mit der aposteriorischen Realität zusammentrifft und sich manifestirt, oder vielmehr während sie sich gegenseitig gleich selbstständig und innig verbunden einander manifestiren, oder eins sein Selbst nur in dem anderen findet. Jede Art dieses wahrhaften Erkennens ist ein geistiger Zeugungsact, geistig eine bildliche Nachschöpfung, ein Bild der demiourgischen Thätigkeit, wie körperlich die Zeugung.

So nun stille und heiter zu sein und den Memnonstönen der Natur zu lauschen, die nur ihre Priester verstehen; oder wäre es auch nur das Gefühl des physischen Wohlbehagens (das mir bis jetzt bei meiner Lebensart in vollem Maße geworden

ist) mit der geistigen Arsis der über sich selbst hinausgehenden Sehnsucht, in der zu Zeiten sogar der frugale Hirte des Theokrites schwelgt. Dieses ist das Leben, das ich als Botaniker führe. Soll ich es vertauschen mit den Freuden des Mannes, der „paterna rura bubus exercet?“ Wenn einige Männer mir ihre freundliche Hülfe reichen (ist geschehen), so wird es nicht nöthig für mich sein in den Stand der mit ihrem Sinnen und Trachten glebae adscriptis zu treten. Zu den Equites und Hopliten maße ich mir nicht an zu gehören, aber ich denke, ich bin doch ein wackerer Velite und Rorarier, die der Phalanx vorausgehen, der durch das Wissen die Welt erobert. Ich habe es schon als Jüngling gesagt: „Der Glaube hat die Ketten der Völker geschmiedet und das Wissen wird sie frei machen.“ Des Herren leichtes Joch des Glaubens ist zum schweren Joch der Knechtschaft geworden. Weßhalb starb Arnold von Brescia in Rom den Feuertod? Weil er geistige und leibliche Freiheit predigte. — Wenn Radbot, der Sachsenfürst, vor 1000 Jahren sich nicht wollte in der Elbe taufen lassen, so wußte er wohl, daß die geistige Knechtschaft des Christenthums die leibliche zur Folge habe. Wie die Priester im Verein mit den Aristokraten die völlige Knechtung des freien deutschen Volkes zuwege brachten, das lehrt die Geschichte Deutschlands, von den Zeiten des fränkischen Karl bis zum Bauernkriege.

Am schönsten und am deutlichsten hat vor nicht langer Zeit der hohe Czar von Rußland in seiner Rede an die versammelten Bischöffe diese innige Verwandtschaft des Christenthums und Servilismus anerkannt. Freilich ist der Unglaube, der sich des Westens von Europa bemächtigt hat, die uranfängliche Schuld aller dieser Revolutionen, wie der Czar ganz richtig sieht. Ich meines Theils halte es mit dem Wissen, dem Unglauben und der Freiheit, mag wer da will sich das Unwissen, den Glauben und die Knechtschaft erkiesen! — Und so, wenn ich auch mit meinem Botanisiren nicht viel gethan habe, wenn ich, wie der Vogel in dem Mährchen von „Tausend und einer Nacht“, nur ein Sandkorn hinzutrage, so machen doch zuletzt viele Sandkörner einen Berg. Gleich der Schneeflocke die an den hohen Firnen

fällt, mag die Kristallisation meines Denkens und dessen geistiger Gehalt nur eine Flocke wiegen, aber diese Flocken bilden die Lavine, die im Fallen sich vergrößert, sie bilden den Gletscher, der kalt und erbarmungslos, dem Thoren unsichtbar, vorwärts schreitet, wie der Geist der Zeit, oder vielmehr der Menschheitgeist, dessen Atom ich bin. Baut dem Gletscher einen Damm, wenn ihr könnt! Ihr Blödsichtigen mit eurer Straußenweisheit, die da meinen, wenn sie den Kopf in den Sand stecken und keine Gefahr sehen, daß dann auch keine Gefahr sei. — Nein! Gefahr ist gar keine, denn wo Gefahr ist, ist oft auch Rettung. Hier ist blos der endliche Untergang für Euch in Aussicht. Wenn ihr die Geschichte versteht, so könnt ihr sehen, daß die Revolutionen nicht einzelne dastehende Ereignisse, sondern die Producte eines mit sich selbst innigst verbundenen organischen Lebens, nämlich der Entwicklung der Menschheit, sind. — Ein Abt Joachim von Calabrien, ein Abälard, ein Arnold von Brescia, ein Huß, ein Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, Voltaire, Rousseau, Thomas Paine sind alle nur Effervescenzen der unterirdischen eng zusammenhängenden Vulkanenreihe, die wie in unserem Erdball in der Geschichte der Menschheit dem lebendigen Feuer zuzuschreiben sind, das im Innern brennt. Ehe könntet ihr die Vulkane und das Erdfeuer auslöschen, ehe ihr diese Effervescenzen und das glühende Leben des Menschengeistes unterdrückt. Hättet ihr Thoren die Macht, es zu thun, ihr würdet in dem einen, wie in dem anderen Falle zugleich auch euch selbst vernichten. Wir aber, die wir wissen worum es sich handelt, wir wollen forkarbeiten, nicht in dem Weinberge des, oder der Herren, sondern in dem Feuerberge, wo die geistigen Waffen geschmiedet werden. Den prometheischen Funken wollen wir zur kräftigen Flamme blasen und als würdige Erdensöhne dem titanischen Geschlecht endlich den schon im grauen Alterthum prophezeihten Sieg, wenn auch nach tausendjährigem Kampfe, über die stolzen Uranier sammt ihren Nepoten verschaffen helfen.

Geburtstags-Gedanken eines 75 Jährigen.

In seinem verdienstvollen, populären naturwissenschaftlichen Werke sagt A. Bernstein: „Mit dem Herannahen des Alters endlich entfremdet sich der Geist des Menschen von dem Geist der fortgeschrittenen Zeit, sein Geist wird unproduktiv, wie sein Körper unproduktiv ist."

Schon Cicero sagt in seiner Abhandlung über das Greisenalter: „Sehet zu, daß euer Alter nicht schlaff und träge wird, sondern, daß ihr thätig seid und immer Etwas treibt, wie ihr in eurem früheren Leben es gewohnt waret." — Und an einer anderen Stelle: „Wie nicht aller Wein durch das Alter sauer wird, also müssen auch nicht alle Greise versauern."

Wir könnten solche Greise unserer Zeit, bei welchen dieses der Fall ist, nur bedauern, denn sie haben unendlich mehr von dem Panorama der Weltgeschichte erlebt und gesehen wie die 400jährigen Patriarchen des alten Testaments; und wenn sie je Antheil an dem Wohl und dem Fortschritt des Menschengeschlechtes genommen haben, so ist jetzt eine Zeit gekommen, in welcher nach allen Seiten hin, in religiöser, politischer, socialer und wissenschaftlicher Entwickelung, die Zustände der Menschheit einer spannenden Novelle gleichen, in welcher die interessantesten Räthsel und Verwickelungen stattfinden, deren Lösung wir alten Kumpane gern noch miterleben möchten, wenn ein solcher Wunsch nicht unverschämt wäre, nachdem wir schon länger wie zwei Menschengenerationen gelebt haben.

Wenn man die Todesberichte in den Zeitungen liest, ersieht man, daß auffallend mehr Leute ihre sechsziger Lebensjahre erreichen, wie ihre siebziger. Wollte man eine Alterskarte der lebenden Generation, nach dem Muster der humboldt'schen Höhenkarte entwerfen, so würden die Siebenziger mit ihren weißen Scheiteln wie einzelne Alpengipfel über die anderen Menschen

ihrer Generation hervorragen. Von diesen Alpengipfeln des Alters, wenn unsere geistigen Augen noch gesund sind, hat man eine weite Aussicht, eine Vogelperspective des Lebens. Die Menschen da unten erscheinen uns viel kleiner als damals, wo wir noch als Zehner, Zwanziger und Dreißiger unter ihnen lebten. Viele Täuschungen und selbst materielle Verluste haben ihren Grund in der besseren Meinung, die wir von unsern Mitlebenden hatten. Manche bessere Menschen sind durch diese Lebenserfahrung zu Misanthropen und Pessimisten geworden.

Auf diesem Punkte der Lebensansicht ist es nun, wo das geistige Erlösungswerk der Menschheit durch die neuere Naturwissenschaft beginnt, die nicht nur in dem Leben der materiellen Organismen, sondern auch in der ihr analogen geistigen Welt uns orientirt und den Standpunkt klar macht, und dieser ist, daß die Entwickelung unseres Planeten und seiner Bewohner, nicht in einer Decadenz, auf dem absteigenden Wege der Verschlechterung, wie die Dualisten und Orthodoxen so gerne behaupten möchten, sondern auf dem aufsteigenden Wege, in der Ascendenz zu besseren Zuständen sich befinden.

Aller Fortschritt zu vollkommneren Existenzen ist in der Natur nicht durch neue mit dem Alten zusammenhängende Schöpfungsakte, nicht durch Revolution, sondern durch Evolution bewirkt worden. Die Evolutionslehre Darwins ist im Grunde dasselbe, wie die Metamorphose Goethes; nur mit dem Unterschied, daß Goethe erst mit dem Samenblatte, dem Cotyledon, beginnt und nur von der Pflanze spricht und Darwin schon von der Zelle beginnt und seine Theorie im ganzen Pflanzen- und Thierreiche manifestirt.

Gleich wie bei den materiellen Organismen die Fortentwickelung der einzelnen Individuen, wie der Geschlechter und Klassen nur nach einem lückenlosen Causalnexus stattfindet, für den Millionen Jahre in Anspruch genommen werden können (da die Natur, wie Hegel sich ausdrückt, mit der Zeit verschwenderisch sein darf „dependiren kann"); ebenso entwickelt sich auch das geistige und moralische Leben der Menschheit nur von Innen heraus, durch einen logischen Causalnexus und nicht durch

einen äußeren Schöpfungs- und Gnadenact, wie in den Erlösungslehren der sogenannten geoffenbarten Religionen behauptet wird.

Wie lange es dauern wird, bis die jetzige Menschheit, deren Zustand fast der blinden gefräßigen Raupe zu vergleichen ist, zur Lichtgestalt des Schmetterlings, oder von ihrem Zustande des kopflosen Weichthieres zum denkenden Wirbelthier sich herangebildet hat, darauf kommt es gar nicht an, das ist nur noch eine Frage der Zeit; aber die neuere Naturwissenschaft hat uns den Compaß und das Logbuch geliefert, die uns beweisen, daß das Menschengeschlecht, analog der ganzen organischen Natur unseres Planeten, im Vorwärtsgehen zu vollkommneren und edleren Zuständen und nicht in einer Decadenz begriffen ist. Dieser trostvolle Glaube aller edlen Menschen ist durch die Fortschritte der neueren Naturwissenschaft zu einem noch trostvolleren Wissen geworden. Goethe und Darwin haben, wenn man diesen Aufschwung der Menschheit in Rechnung bringt, noch weit mehr geleistet, als sie anfangs beabsichtigt hatten.

Schon die Lehre von den Versteinerungen, die Paläontologie, hätte uns in ihren verschiedenen Schichten zeigen können, wie unser Planet und seine Bewohner, die Pflanzen und Thiere, allmählig (in unermeßlichen Zeiträumen zwar) sich zu höheren Organismen ausgebildet haben, wie stufenweise in den höheren Schichten immer vollkommner gebildete Wesen erscheinen, wie in den tiefer liegenden, den älteren Schichten.

Einen anderen unumstößlichen Beweis für den erstaunenswerthen Fortschritt zu besseren Zuständen liefern die seit den letzten 50 Jahren gemachten Erfindungen in der Mechanik. Man berücksichtige nur die Arbeitserleichterung durch die Näh-, Strick-, Spinn-, Webe- und Ackerbau-Maschinen, und vor Allem die enorme Verbesserung der Feuerwaffen, die die ganze Taktik umgestaltet hat. Größer noch sind die Errungenschaften des Menschengeistes, dadurch, daß er sich die physikalischen Kräfte in einem großen Maße dienstbar gemacht hat. Wir wollen hier nur an die Photographie, den elektrischen Telegraphen und an das Telephon erinnern; und die Chemie, welche in letzter Zeit Unglaubliches geleistet hat, steht jetzt an der Schwelle der wichtigsten Entdeckungen.

Ueber die Ziele der Menschheit sagt ein neuerer Naturforscher: „Versittlichung und Erkenntniß sind unzweifelhaft die nächste Aufgabe des Menschendaseins. Als Weg zu diesem Ziel sind zunächst nur zwei Richtungen in der Gegenwart erkennbar. Die eine ist eine freie, von veralteten Dogmen sich lossagende Religiosität, die andere ist fortschreitende Richtung der Naturwissenschaften."

Wie sehr selbst noch Koryphäen der Wissenschaft unserer Tage in den Banden des Orthodoxismus befangen sind, das zeigte Winkelmann, der in Rom sich nicht halten konnte, ohne katholisch zu werden, das zeigte Fichte, der in seinem Alter, nachdem er einen Zusammenstoß mit dem Orthodoxismus ausgehalten hatte, in einer Reihe öffentlicher Reden, seine „Anweisung zum seligen Leben" predigte, das zeigte Hegel, (um von Schelling gar nicht zu reden) in seinem Beweise für das Dasein eines persönlichen Gottes, das zeigte der früher so liberale Görres, das zeigte vor Allem Agassiz, und zwar auf den mündlichen Rath des selbst so freisinnigen Alexander von Humboldt, der ihm bei seiner Uebersiedlung nach Amerika rieth, nicht gegen die Orthodoxie zu verstoßen, wenn er dort Erfolg seiner Forschungen erleben wolle, das zeigt der gediegene Geschichtsforscher Schlosser in seiner Weltgeschichte, und das zeigt selbst der vortreffliche an der Howard Universität lehrende Professor Asa Gray in seiner telelogischen Ansicht der „fleischfressenden Pflanzen."

Wer sich vor dem hierarchischen Samum nicht in den Staub wirft, wird von dessen giftigem Hauch gelähmt oder getödtet, wer den anthropomorphischen Fetisch nicht anbetet, den zermalmt der Juggernaut, und nur der ist ein Gerechter, der mit Andacht und Selbstüberwindung die Excremente des Dalei Lama hinunterwürgt.

Wer zählt die Reihe der Märtyrer für höhere Lebensansichten? Sie reicht soweit zurück, wie das Leben der Menschheit selbst, denn, soweit unsere Kunde reicht, sind fortwährend die Interessen des zum Aberglauben veralteten früheren Glaubens im Streite mit dem geistigen Fortschritt der Menschheit. Sokrates

mußte den Giftbecher trinken, nicht weil er „die Jugend verführte," sondern weil seine Philosophie für die Interessen des Priesterthums gefährlich war. Christus wurde nicht gekreuzigt, weil er ein Rebell war, ein „Rex Judaeorum" sein wollte; sein Reich war ja nicht von dieser Welt, wie er sagte; sondern weil seine Lehre den Sturz der Hierarchie herbeiführen mußte. Leider ist durch die Verfälschung seiner Lehre jetzt gerade das Gegentheil eingetreten von dem, was Christus beabsichtigt hatte. — Ja, selbst, wenn wir bis auf Moses zurückgehen, wer kann da glauben, daß der Mann, der die zehn Gebote verfaßte, auch der Urheber des Priestergesetzes sei, daß dem Nicht-Leviten, der eines Leviten Tochter küsse, glühendes Blei in den Mund gegossen werden sollte? Das geheimnißvolle Verschwinden des Moses auf dem Berge Nebo erinnert zu sehr an das Ende des Romulus, der bei Gelegenheit eines öffentlichen Opfers in den Olymp entrückt wurde, wie die Sage meldet, in Wirklichkeit aber von den Patriciern, welchen er im Wege war, ermordet und die Leiche in einzelnen Stücken heimlich auf die Seite geschafft wurde. Selbst gelehrte Juden haben die Leviten im Verdacht, daß Moses heimlich von ihnen ermordet worden ist, weil er ihnen im Wege war.

Der Kampf gegen den Leviathan des Aberglaubens ist ein Riesenkampf, denn auf Seite des Aberglaubens kämpfen das irdische und das himmlische Interesse, indem die Rechtgläubigen einsehen, daß ihr Glaube ihnen nicht nur irdischen Gewinn bringt, sondern auch, wie ihnen als göttliches Wort durch Priestermund verkündet wird, daß ihnen wegen ihres Glaubens ihre Sünden vergeben werden. — Seele, was verlangst du mehr?! Hienieden die irdischen Güter und jenseits die himmlischen Freuden! Das ist der hohe Sold, mit dem für die Armee der Gläubigen geworben wird; das ist der alte Ablaßverkauf Tetzels in veränderter Form und die Käufer von Seligkeit mögen zusehen, daß ihre Checks nicht auf „wild cat bank" lauten.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo der Terrorismus des orthodoxen Pöbels oft beinahe die Grausamkeit der schmutzigen Anachoreten Egytens erreicht, die in Alexandria die Hypatia nackt auszogen und in Stücke zerrissen, weil sie vor

einem gebildeten Publikum Vorlesungen über die höchsten Fragen der Menschheit hielt; hier in unserer Republik, wo die Glaubenseiferer durch ihr emsiges Aufwühlen des Staubes gern das Licht der Wahrheit verdunkeln möchten, glänzen zwei Fixsterne an unserem geistigen Firmament, die kein kirchlicher Exorcismus hinwegbeschwören und ein Anathema ebenso wenig ausblasen kann, wie das Licht des Syrius und Aldebaran, und diese Sterne sind Thomas Paine (über die Bibel) und J. W. Draper (in seinem conflict between religion and science.)

Jeder, der die Wichtigkeit dieses Conflictes zu schätzen weiß, sollte Drapers Werk lesen, und wenn wir auch selbst keine Bannerträger und keine Feldherren in diesem Culturkampfe sein können, so wollen wir doch treu in dem Vordertreffen mitkämpfen, damit wir bei unserem Tode in den spartanischen Schlachtgesang des Tyrtäus mit einstimmen können: „Schön ist es zu sterben, unter den Vordersten kämpfend!“